Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Sechsunddreißigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Sansceravate.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Erstes Kapitel.

Der Wein. — Das Spiel. — Die Schläge.

Es ist Morgens sieben Uhr; Sanscravate, der gestern einen sehr guten Tag gehabt hat, weil er mehrere Liebesbriefe für junge Fashionables zu besorgen hatte, die, so lange sie Glück machen, stets freigebig sind, Sanscravate geht, wie gewöhnlich, mit Johann Ficelle spazieren, welcher ihn stets nach der Brücke von Austerlitz hinausführt, wo die Hazardspiele zu treffen sind.

Auf dem Wege unterhielten sich die Beiden, welche schon mehrmals eingekehrt hatten, sehr lebhaft; das Merkwürdigste daran aber war, daß der Eine über diesen Gegenstand sprach, während der Andere wieder etwas ganz Anderes erzählte, sie hörten nicht auf einander und antworteten sich auch nicht, aber sie fuhren Beide doch immer fort: „Ja," sagte Sanscravate, „ich denke nicht mehr an sie, als ob ich sie nie gekannt hätte... Ach, mein Gott! wenn mich jetzt Einer fragen würde, was Bastringuette für Augen gehabt hätte, so wäre ich in Verlegenheit, ihm es zu sagen... Ich weiß es gar nicht mehr. — Manche behaupten," spricht Johann Ficelle, „man gewinne

beim Spiele nie, aber Du siehst wohl ein, das sind nur Dummheiten! ich selbst zum Beispiel wäre reich dabei geworden, wenn ich nicht so feige gewesen wäre! — Wenn ich sagen müßte, sie sei nicht hübsch gewesen und habe nicht etwas Liebenswürdiges an sich gehabt, so würde ich lügen. Aber alle Frauenzimmer haben etwas Liebenswürdiges... Parbleu! man darf nur in sie verliebt sein, so merkt man es. — Sieh, ich will nur einen Vergleich anstellen: Du hast nichts... und riskirst, was Du hast, dann gewinnst Du!... Du hast etwas, fürchtest Dich aber, es zu riskiren, so verspielst Du! — Und der Andere, der mich immer ansieht, der Miene macht, als ob er mich anreden wollte... O! er soll nur kommen, ich will ihm antworten... Ich muß zwar gestehen, ich habe ihn nie mit Bastringuetten gesehen. Nein, seit jenem Tage, wo wir Paul als Herr gekleidet in der Straße Barbette und nicht ferne davon meine Treulose begegneten, habe ich sie nie wieder beisammen angetroffen; sie thun auch wohl daran, daß sie sich verstecken! Denn wenn sie mich gleichsam hänseln wollten, so ginge es ihnen, bei Gott, schlecht! — Dann gibt es auch solche, die durchtrieben sind und immer gewinnen!... Ich kenne einen ausgezeichneten Mann, der täglich sechs Franken mit dem Biribi verdient, so etwas lasse ich mir gefallen!"

Plötzlich hält Johann Ficelle seinen Freund an und sagt: „Sieh, die Burschen sind schon beim Geschäfte, die fangen bei Zeit an! man kann ihnen nicht nachsagen, sie seien Müßiggänger!"

Die Commissionäre waren bis zu einem Table-Basse-Spiel gekommen, welches ein großer Kerl etablirt hatte, der an einem fort schwatzte und schrie, daß seine Zuhörer ganz davon betäubt wurden.

Viele verdächtig aussehende Leute sind um den Spieltisch versammelt. In demselben Augenblicke nähern sich übrigens zwei Landleute; die Zuschauer machen ihnen Platz und der Marktschreier bietet ihnen einen Becher mit Kugeln an, indem er ausruft: „Vorwärts, meine Herren, spielen Sie! jeder Wurf gewinnt und kostet nur zwanzig Sous; mit zwanzig Sous können Sie eine prächtige silberne Repetiruhr, ein silbernes Besteck, womit Sie Ihrer Frau Gemahlin eine Freude machen, oder einen silbernen Becher gewinnen, den Sie Ihrer ehrenwerthen Frau Mutter schenken können, wenn Sie das Glück haben, dieselbe noch zu besitzen."

Die Landleute lassen sich verführen: der eine nimmt den Becher und schüttelt die Kugeln heraus, Hans-Peter zählt (Hans-Peter ist der Beiname oder Spitzname, den sich die Bankhalter geben). Er zählt mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Gewandtheit; seine Art, die Nummern zusammenzuzählen, scheint Einem immer recht, und doch gewinnt man nie andere als kleine Loose im Werthe von zwei oder drei Sous.

„Vorwärts, meine Herren, vorwärts, fahren Sie fort, setzen Sie wieder! dies Mal war der Wurf für Hans-Peter günstig, aber das Glück wendet sich! Sie werden große Loose gewinnen, meine Herren, und

Hans=Peter wird verlieren; aber er wird sich stets eine Ehre daraus machen, seinen Verpflichtungen gegen die schätzbare Gesellschaft nachzukommen."

Der Bauersmann, welcher für seine zwanzig Sous nur ein Schächtelchen chemische Zündhölzer gewonnen hat, spielt auf's Neue, in der Hoffnung, glücklicher zu sein, und bald fließt sein ganzer Erlös aus seinem Kohle, seinen Bohnen und seinen Erdbeeren in Hans=Peters Tasche.

Während der Landmann ganz verblüfft über den Verlust seines Geldes dasteht, nähert sich dem Table=Basse=Spiel ein Taglöhner, betrachtet es eine Weile und sagt dann: „Ich spiele lieber Biribi! — Hier, mein Herr, hier ist das gewünschte Biribi!" ruft der Croupier aus, indem er aus seiner ungeheuren Schürzentasche, deren gähnende Oeffnung bereit scheint, die Baarschaft der ganzen Gesellschaft zu verschlingen, drei Karten herausnimmt.

Während der Bankhalter seinen Biribi=Tisch richtet und seine drei Karten mit einer merkwürdigen Schnelligkeit durcheinander mischt, sagt ein anderer Taglöhner zu seinem Kameraden, den er begleitet: „Komm, Benedict, spiele nicht; es ist der helle Unsinn. Du weißt ja, daß man bei diesen Spielen immer verliert. — Wie, mein Herr, Sie behaupten, man verliere immer bei mir!" schreit der Croupier, nachdem er vorher ausgespuckt hat, um mit größerer Geläufigkeit sprechen zu können; „waren Sie denn vorhin nicht Zeuge der vielen Verluste, die ich gehabt habe? Fragen Sie einmal die ehrenwerthe Gesellschaft, ob

ich nicht seit einer halben Stunde mehr als hundert Franken hinausbezahlt habe? Ja, hundert Franken, ich sage nicht zu viel; dabei bringe ich noch nicht einmal die silberne Uhr in Anschlag, welche jener Herr mit dem schönen Backenbarte, und die echt goldenen Ohrringe, die der kleine junge Herr dort, der so vergnügt aussieht und dem ich sie für zwölf Franken wieder abgekauft habe, gewonnen hat. Er nimmt sich vor, mit seinen zwölf Franken seine tugendhafte Mutter zu unterstützen, welche schon seit sechszig Jahren gerne Chokolade trinken möchte ... nicht wahr, kleiner, junger Mann?... Sie sehen, er zeigt Ihnen seine zwölf Franken, die er an sein Herz preßt. Ah! Sie glauben, man gewinne bei mir nie! Dieses Spiel ist doch so einfach und ohne alle Betrügerei; es hängt nur von Ihnen ab, das Biribi zu errathen! Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie auf eine falsche Karte setzen!... Ich habe schon enorme Summen verloren!... Damit will ich zwar nicht sagen, daß ich immer verliere, denn dann würde ich lügen; nein, meine Herren, ich gewinne auch mitunter; allein die Chancen sind für Beide gleich, und wenn Sie einen scharfen Blick haben... wenn Sie unter den drei Karten ... das ist so wenig ... drei ... nichts als drei Karten!... wenn Sie, sage ich Ihnen noch einmal, unter diesen dreien diejenige errathen, welche das Biribi ist, so bin ich unfehlbar im Verluste, dann muß Hans-Peter bezahlen. Nun, meine Herren, so spielen Sie doch! Ich zahle baar aus! Ich habe volle Säcke!... Hier sind Batzen!... Es

hängt nur von Ihnen ab, so wandert es von meinen Taschen in die ihrigen!"

Der Bankhalter schlägt beim Schlusse seiner Worte auf das Geld in seiner Börse, und der Taglöhner, den dieser Schwall von Beredtsamkeit betäubt und hinreißt, entschließt sich, sein Glück zu versuchen. Er beobachtet die drei Karten, die Hans-Peter auf einem Tische mit einer Schnelligkeit, die für das Auge anstrengend war, bald von der Rechten zur Linken, bald von der Linken zur Rechten hinspielt, und als er endlich seiner Sache gewiß zu sein glaubt, setzt er auf eine der Karten seinen ganzen Wochenlohn, mit dem seine Familie leben sollte, und ruft mit gespannter Miene aus: „Halten Sie so viel auf einmal? — Warum nicht, mein Herr? Hans-Peter bleibt nie zurück!... er geht auf Alles ein!... Er hält sogar, in Ermangelung baaren Geldes, auf Ihre Kleider und Taschentücher!... Hans-Peter gibt sich, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, zu Allem her. — Es gilt also... hier ist das Biribi... schlagen Sie um!"

Der Bankier schlägt die Karte um: der Taglöhner hat verloren. Er bleibt, starr vor Bestürzung, lautlos stehen, während der Bauer, der ebenfalls ausgeplündert wurde, einfältig lacht und sagt: „Der ist auch nicht pfiffiger als ich!"

Jetzt wollte es auch Sanscravate, von Johann Ficelle aufgemuntert, der ihn versicherte, er werde ihm gewinnen helfen, versuchen, Biribi zu spielen; aber in demselben Augenblicke eilte ein Helfershelfer

herbei und machte die Spieler aufmerksam, daß sich ein Stadtsergeant nähere.

In einem Nu hatten die Hans-Peter ihre Tische zugemacht und sich mit denselben über Hals und Kopf entfernt. Die Betrogenen blieben stehen und betasteten ihre leeren Säcke; der Eine fragte sich, ob er wohl ohne den Erlös für seine auf dem Markt verkauften Waaren in sein Dorf heimgehen könne; der Andere, ob er es wagen dürfe, vor seinen Kindern zu erscheinen, die ihn um Geld zu Brod anfordern werden.

Sanscravate und Johann Ficelle setzen ihren Weg wieder fort.

„Wir sind zu spät gekommen!“ ruft der Letztere aus; „es ist Schade. Ich bin überzeugt, wir hätten die Bank gesprengt!... Dann hätten wir aber einen Schmaus gehalten... acht Tage lang wäre nicht mehr von Arbeit die Rede gewesen! — Mir ist es lieber, daß wir nicht gespielt haben!“ sagt Sanscravate. „Das Geld geht auf diese Weise so leicht hinaus und das Spiel ist ein übles Laster! — Ach, warum nicht gar!... Soll sich der Mensch nicht auch unterhalten? Ist er nicht geboren, um sein Leben zu genießen!... nur Kapaunen wie Paul bestreiten so etwas... Ich behaupte, die Spiele sind die Würze des Lebens!... Sieh', ich will ein Beispiel anführen... — Ach schweig'! Dort ist ein Wirthshaus, das ist mir lieber als Dein Biribi!“

In dem Augenblicke, wo die beiden Commissionäre in die Schenke hineingehen wollen, hält sie ein

Mann von hinten mit den Worten zurück: „Ei, geht man so stolz an einem Freunde vorbei?“

Sanscravate und Johann Ficelle drehen sich um und der Letztere stößt einen Freudenschrei aus.

„Ah, das ist Labouſſole, der wackere Labouſſole!“ ruft er dann aus; „welche Ueberraſchung!“

Herr Labouſſole ſtand in der That vor den beiden Commiſſionären; ſein Anzug war jedoch nicht mehr ſo ſehr elend wie früher: er hatte einen außerordentlich langen und weiten Ueberrock von kaſtanienbrauner Caſtorine an, auf welchen er faſt mit den Füßen trat. Man ſah deutlich, daß dieſes Kleidungsſtück nicht für ihn gemacht worden war; deßhalb brüſtete er ſich aber doch darin und betrachtete ſich mit einer gewiſſen Wohlgefälligkeit, als ob er daſſelbe bewundern wollte. Was den Hut betrifft, ſo war es noch der nämliche; aber ſtatt des Stückes karrirten Drills, der ihm als Halsbinde gedient, hatte Herr Labouſſole jetzt einen Ringkragen von Baumwollenſammt an; dieſe Cravate war zwar allerdings nicht mehr neu, aber ſie verlieh ihm etwas Kriegeriſches. Dazu noch ſein jugendlicher Schnurrbart, der das Eigenthümliche hatte, daß er auf einer Seite ſchwarz und auf der andern Seite grau war: ſo ſah Labouſſole aus, als er die beiden Commiſſionäre anhielt.

„Wie, Du biſt es, Alter!“ fährt Johann Ficelle, Labouſſole die Hand ſchüttelnd, fort; „wie lange hat man Dich nicht mehr geſehen... faſt vierthalb Monate nicht mehr! — Ja,“ ſagt Sanscravate, den dieſes Zuſammentreffen nicht ſo ſehr zu erfreuen ſcheint,

„seit jenem Tage, wo wir in der Sanct-Lazare-Straße mit einander getrunken haben und man Sie verhaftet hat, nicht mehr. — Ach ja... in der That ... ich erinnere mich!“ entgegnet Labouſſole, eine gutmüthige Miene annehmend; „Sie waren bei jener Verhaftung zugegen. Es war nichts als eine Verwechslung, meine Kinder, eine unglückliche Verwechslung, ſonſt gar nichts!... Man hielt mich für einen Andern und ſetzte mich, nachdem man mich zwei Monate gefangen gehalten hatte, ſchnell wieder in Freiheit. Man bat mich ſogar um Entſchuldigung. Ich nahm es an; aber es iſt doch immer eine unangenehme Sache. Ich war geſonnen, zu klagen, Schadenerſatz und Intereſſen zu fordern, aber Jedermann ſagte zu mir: Man hat nie an Deiner Unſchuld gezweifelt und Dir ſtets Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; das kann Dir genug ſein. — O, ich habe mir doch immer gedacht, daß Du nicht ſtrafbar ſein werdeſt und habe es auch mehr als einmal zu Sanscravate geſagt. Nicht wahr, Sanscravate, ich habe zu Dir geſagt, es ſei ein Unrecht, Labouſſole zu verhaften, er ſei ſo rein, wie mein Hemd?“

Sanscravate nickt bejahend; Labouſſole ergreift ſeine Hand und ſchüttelt ſie mit den Worten: „Meine Kinder, eure Achtung iſt von großem Werthe für mich! Ja, ich bin gewiß eben ſo rein wie Johann Ficelle's Hemd, vielleicht ſogar noch reiner. Aber ich habe geglaubt, ihr ſeid im Begriff geweſen, in's Wirthshaus hineinzugehen, und ich will euch nicht daran hindern. — Im Gegentheil, Du gehſt auch

mit uns hinein und erfrischest Dich ein Bischen... Können Freunde ein Wiedersehen so trocken feiern! — Mit Vergnügen, meine Kinder... laßt uns hineingehen! Ich habe gerade ein Bedürfniß gefühlt, meine Kehle ein wenig anzufeuchten!"

Die drei Männer gehen in das Wirthshaus hinein. Johann Ficelle verlangt ein besonderes Zimmer. Man öffnet ihnen eines, in dem nur zwei Tische stehen, die übrigens beide unbesetzt sind. Man bringt Wein, und die Gläser werden mehrmals gefüllt und ausgetrunken. Herr Laboussole scheint entzückt, die beiden Commissionäre begegnet zu haben; auch Johann Ficelle scheint sehr erfreut, und sogar Sanscravate's Laune wird rosiger, nachdem er einige Gläser ausgetrunken hat.

„Ei, mein Alterchen!" sagt Johann Ficelle, Laboussole betrachtend, „es scheint mir, es gehe Dir nicht schlecht, seit wir Dich das letzte Mal gesehen haben... Weißt Du, daß Du jetzt gekleidet bist wie ein Landgutsbesitzer auf der Insel Saint-Louis?... Potz Henker, welcher Staat! — Ja," erwiedert Laboussole, wohlgefällig seine Castorine zuknöpfend, „ja, ich befinde mich jetzt in guten Umständen! Ich habe eine Stelle bei einem Unternehmen, welches erst begründet worden ist... ich glaube, daß ich Vermögen dabei sammeln werde. — Potz Teufel, das ließe sich hören! — Was ist denn das für ein Unternehmen?" fragt Sanscravate. — „Meine Kinder, das ist etwas ganz Neues, Geistreiches! Stellt euch vor, daß eine Gesellschaft Kapitalisten den Ge-

danken gehabt hat, eine Assekuranz gegen die Wanzen, wie überhaupt gegen alle die Menschheit verzehrende Insekten zu bilden... Ihr wißt wohl, daß die Menschen von Insekten angefressen werden, und daß dieselben, wenn man diese schädlichen Thiere nicht zerstört, am Ende noch dadurch zu Grunde gehen. Zu diesem Unternehmen ist ein soziales Kapital von einer Million zusammengeflossen, und ihr werdet wohl begreifen, daß es doch mit dem Teufel geschehen müßte, wenn man mit einer Million nicht alle Wanzen in Europa vertilgen könnte. Das ist ein prächtiges Geschäft!... die Aktien steigen, daß es zum Erstaunen ist! — Ei, ei, das ist eine sonderbare Assekuranz! — Meine Herren, man assekurirt jetzt Alles... sein Leben, sein Vermögen, sein Weib... ja, meine Herren, man wird jetzt eine Gesellschaft begründen, die euch für die Treue eures Weibes und eurer Geliebten stehen wird!... ja, es wird in Zukunft keinen Hahnrei mehr geben, meine Herren! Welch' ungeheures Unternehmen! Welches Jahrhundert, in dem es ausgeführt werden wird! Man hat übrigens noch nicht genug Gelder beisammen, die Sache in's Leben treten zu lassen; es scheint, es gehöre viel dazu... Ei, weil wir gerade davon sprechen, wo ist denn Ihre zärtliche Freundin Bastringuette? Ich sehe sie nicht an Ihrer Seite, mein lieber Sanscravate... hat sie vielleicht die Masern?"

Sanscravate runzelt die Stirne, indem er entgegnet: „O, ich sehe sie schon lange nicht mehr und denke auch nicht mehr an sie! — Ah bah! sie wird

Sie doch nicht zu Dem gemacht haben, was wir vorhin sagten? — Allem Anschein nach! — Still, still! wir wollen nicht mehr von Bastringuetten sprechen!" ruft Johann Ficelle aus; „Du siehst wohl, Labousſole, daß es den Kameraden mißstimmt. — O verzeiht, meine Kinder, verzeiht!... ich habe eine Unbesonnenheit begangen... die Freundschaft hat mich verleitet... laßt uns trinken! — Welche Stelle hast Du denn bei dieser Wanzenversicherung? — Eine sehr schöne: ich bin Aufseher. Zuerst schicken wir Commis aus, die mit der Vertilgung beauftragt sind, dann komme ich in das Haus des Assekurirten, suche nach, betrachte Alles genau und durchwühle die ganze Haushaltung, und wenn ich dort gewesen bin, stehe ich auch dafür, daß ihr nirgends mehr etwas finden werdet. — Muß man bei Deinem Amte einen Schnurrbart tragen, weil Du den Deinigen wachsen läßt? — Man verlangt es nicht gerade, aber bei allen schönen Anstellungen trägt man einen Schnurrbart, und ich habe eingesehen, daß ich mir dieses selbst schuldig bin. Auf eure Gesundheit, meine Braven! Auf das Vergnügen, mich wieder in eurer Mitte zu befinden!"

Herr Labousſole wird ganz rührend vor Gefühl. Man trinkt, man stößt an, man leert eine Flasche nach der andern; die Köpfe gerathen in Hitze, besonders Sanscravate, der leicht Feuer fängt. Nach Verlauf einiger Zeit verlangt Johann Ficelle von dem Kellner ein Kartenspiel und ruft aus: „Labousſole, ich will eine Partie Piquet mit Dir spielen...

das heißt, wie ehrliche Leute spielen ... nur zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib, und um zu sehen, wie stark Du darin bist. — Ich spiele wie eine Auster," entgegnet Herr Labousſole, „ich spiele aber doch, wenn Du es haben willst, denn ich denke stets, das Glück könne mir vielleicht auch einmal hold sein ... Laßt uns trinken!"

Der Kellner bringt Karten. Johann Ficelle nimmt sie zur Hand und setzt sich gegenüber von Labousſole.

„Also wir Zwei!" sagt er; „Sanscravate spielt nicht, er hat keine Freude daran. — Und warum spiele ich nicht?" ruft Sanscravate, mit der Faust auf den Tisch schlagend, aus; „das Piquetspiel ist im Gegentheil mein Lieblingsspiel, ich spiele es sehr gut! — Nun, Du kannst nachher auch spielen!" erwiedert ihm Johann Ficelle, während er seinem Vis-à-vis mit den Augen zublinzelt, „laß mich nur vorher den Wanzenaufseher auszieh en!"

Das Spiel beginnt. Die Herren setzen zwei Franken aus, die nachher vertrunken werden sollen, legen aber kein Geld auf den Tisch. Labousſole verliert eine Partie, dann eine zweite und endlich eine dritte; nun steht aber Johann Ficelle mit Lachen auf und sagt: „Du spielst herzlich schlecht, Alter. Wir haben jetzt sechs Franken zu verzehren, das ist schon hübsch; ich will nicht haben, daß Du unsertwegen um all' Dein Geld kommen sollst!"

Sanscravate setzt sich auf Johann Ficelle's Platz und fragt Labousſole: „Haben Sie noch Lust fortzuspielen? — Ich, warum denn nicht! bin ich je

zurückgetreten? Ich lasse mich immer finden, wenn mir ein Kamerad eine Partie vorschlägt!... Auch verlasse ich mich, wie ich vorhin schon sagte, auf Fortuna; sie ist ein Weib, also wunderlich... Was wollen wir herausspielen? — Was Sie wollen... mir ist es gleichgültig! — Ein Dreißigsousstück... — Der Teufel, das geht hoch! — Man muß die Partie auch interessant machen! — Es sey; dreißig Sous also!"

Das Spiel fängt wieder an; Johann Ficelle stellt sich hinter Sanscravate's Stuhl. Herr Labouſſole erhebt bisweilen die Augen, als ob er den Zufall oder das Glück anrufen wollte, ihm günstig zu sein; während dieser Bewegung begegnet er aber den Blicken Johann Ficelle's, der ihm mit seinen Fingern Zeichen gibt wie ein Telegraph.

Sanscravate verliert die erste Partie und Herr Labouſſole ruft mit seiner gutmüthigen Miene aus: „Ihr seht es, meine Kinder, das Glück kann sich wenden... auf das verlasse ich mich. — Geben Sie mir Revanche!" ruft Sanscravate aus. — Jederzeit, mein wackerer Freund! Ich stehe stets zu Ihren Diensten. Ein nobler Spieler weigert sich nie, Revanche zu geben, man würde ihn sonst für einen gemeinen Filz halten, und so etwas hat man nie von mir gesagt! Gebt aber vorher Wein her und laßt uns tüchtig trinken!... das Spielen greift mich fürchterlich an!"

Johann Ficelle füllt die Gläser. Sanscravate verliert die Revanche; er verlangt noch eine und verliert sie abermals. Labouſſole schreit jedoch in Einem

fort: „Sie spielen doch weit besser als ich... ich begreife nicht, wie ich gewinnen kann!“

Sanscravate verlangt fortwährend Revanchen, zu denen Labouſſole ſehr bereit iſt; Johann Ficelle ſorgt dafür, daß die Gläſer ſo ſchnell wieder angefüllt als ausgeleert werden. Der Wein und das Spiel betäuben Sanscravate in kurzer Zeit ſo, daß er nicht mehr weiß, was er thut; ſein Gegner dagegen bleibt bei kaltem Blute und weiß kluger Weiſe alle Vortheile zu benutzen. Es dauert nicht lange, macht Sanscravate die Bemerkung, daß er ſeine ganze Baarſchaft verloren hat; es blieb ihm nicht einmal ſo viel, daß er hätte ſeinen Theil an der Zeche bezahlen können.

„Ich will für Dich bezahlen, dann biſt Du es mir ſchuldig!“ ſagt Johann Ficelle; „ich laſſe keinen Freund in Verlegenheit ſtecken.“

Sanscravate iſt erſtaunt, als er ſich überzeugt, daß er keinen Heller mehr hat, denn er war des Morgens im Beſitze von dreißig Franken. Er durchſucht alle Taſchen und ruft aus: „Wie, ich habe Alles verloren!... ich will fortſpielen!... ich will meinen Verluſt wieder gewinnen!... ich ſpiele auf Credit!“

Allein Herr Labouſſole ſteht auf und geht vom Tiſche weg.

„Mein Freund,“ ſagt er, „ich würde Ihnen mit dem größten Vergnügen Revanche geben, aber jetzt iſt die Stunde da, wo mich meine Pflicht abruft. Ich habe heute in drei Häuſern Inſpektion zu halten

und würde, wenn man morgen ein einziges Insekt darin finden würde, meines Amtes verlustig werden, eines Amtes, welches mir neben tausend Thalern Gehalt noch freie Wohnung, frei Licht und sonstige Vortheile einträgt... das wird Einem nicht alle Tage beschert. Ich sehe mich somit genöthigt, euch zu verlassen, meine Tapfern... wir treffen uns übrigens bald wieder. Ich besuche euch an eurem gewöhnlichen Platze an der Straßenecke, und bin bereit, dem ehrenwerthen Sanscravate jede Revanche zu geben, die er von mir verlangen wird. Auf Wiedersehen, meine Kinder!"

Herr Labouſſole schüttelt den beiden Commissionären die Hand. Als er Johann Ficelle's Hand nahm, drückte er ihm heimlich die Hälfte des Geldes hinein, welches er seinem Kameraden abgewonnen hatte; dieß geschah ohne Zweifel in Folge eines gegenseitigen Einverständnisses; dann entfernt er sich mit den Worten: „Sobald ich wieder mit euch zusammenkomme, meine Freunde, gebe ich euch den Prospektus unsers Unternehmens, damit ihr sehen könnt, ob ihr nicht auch Lust habt, Aktien zu nehmen. Man bekommt für sieben Livres zehn Sous drei Aktien; man garantirt Einem zwanzig Prozent vom Hundert, und schenkt Einem überdieß die Bildnisse der Aufseher, die man einrahmen lassen kann."

Labouſſole ist fortgegangen. Johann Ficelle bezahlt die Zeche und nimmt Sanscravate am Arme. Dieser läßt sich führen, denn er ist von dem Weine, den er getrunken, ganz berauscht; er ist schlechter

Laune, weil er sein Geld verloren und hauptsächlich, weil er gespielt hat; er fühlt in seinem Innern, daß er sich nicht mehr gut beträgt, und daß er durch den Umgang mit Johann Ficelle immer zum Unrecht verleitet wird. Wenn unser Gewissen uns auf diese Weise mahnt und wir seinen Vorwürfen Gehör geben, wenn wir, während wir uns zu betäuben suchen, doch unzufrieden mit uns selbst sind, so ist noch Hoffnung vorhanden, daß wir wieder auf den rechten Weg zurückkommen können.

Die Commissionäre gehen schon einige Zeit mit etwas unsichern Schritten neben einander her. Johann Ficelle, der sich für einen großen Redner hält und sich schmeichelt, die Leute gut unterhalten zu können, beweist seinem Kameraden mit großem Eifer durch ein Beispiel, welches er anführt, daß ein Spieler, der sein Geld verloren hat, weit wahrscheinlicher vor Augen hat, zu gewinnen, als einer, dessen Säcke vollgestopft sind. Sanscravate hört seinem Begleiter zu, ohne Notiz von seinen Worten zu nehmen; sein Gesicht glüht, sein Blick funkelt zornig, er weicht Niemand aus, ist schon mehrmals hart an die Vorübergehenden angestoßen und hätte sie beinahe umgeworfen.

„Nimm Dich doch in Acht!“ sagt Johann Ficelle zu ihm, „Du rennst an Alles hin! Du bekommst bestimmt noch Händel! — Warum gehen sie mir nicht aus dem Wege... das ist ihr Fehler! Wenn es Einem nicht gefällt, kann er es ja sagen!“

Mit einem Male sieht Sanscravate, als sie längs

der Ufer des Kanals hingingen, an einer Straßenecke einen Mann eifrig mit einem Frauenzimmer sprechen. Einen Schrei ausstoßen und seinen Begleiter beim Arme packen, daß er hätte schreien mögen, war für Sanscravate das Werk eines Augenblicks.

„Was gibt es denn?“ fragt Johann Ficelle fast erschrocken. — „Sie ist es... er ist es!... Sieh, sieh!... dort an der Ecke!“

Johann Ficelle sieht hin und erkennt Paul, der lebhaft und geheimnißvoll mit Bastringuette spricht.

„Potz Kukuk! das sind ja die Turteltauben, die sich hier, ferne von unserm Quartier, um nicht gesehen zu werden, ein Rendezvous gegeben haben!... Wie sich das doch so sonderbar fügt; Du sagtest erst heute, Du habest Paul noch nie mit Deiner Ungetreuen gesehen... nun siehst Du sie endlich! — Ja! ... und ich zweifelte noch daran ... Ha, der Ehrlose!... er soll für seine Niederträchtigkeit büßen! — Was willst Du beginnen, Sanscravate? Fange keine Balgerei an! Gib ihm einen Streich... den hat er wohl verdient... und dann laß uns Reißaus nehmen... denn obwohl wenig Leute hier vorbeigehen, wäre man doch im Augenblick von Gaffern umringt.“

Sanscravate gibt seinem Kameraden kein Gehör mehr; er geht mit großen Schritten auf Paul zu, von dem sich Bastringuette gerade entfernt hat, und der auch längs des Kanales hin seines Weges weiter gehen will. Sanscravate steht, als er ihn erreicht hat, vor ihn hin und schreit: „Du gehst keinen Schritt mehr weiter! — Du bist es!“ entgegnet Paul, den

Commissionär betrachtend; „mein Gott, was ist Dir denn? Deine Züge sind ganz verstört? — Das ist mir, daß Du ein feiger, ehrloser Tropf bist!... — Sanscravate... — Mit wem hast Du vorhin gesprochen? — Mit Bastringuette. — Die durchging, sobald sie mich sah, weil sie Angst hatte, ich gebe ihr eine Tracht!... Ich prügle übrigens die Weiber nicht... an den Männern räche ich mich... und Du mußt Dich mit mir schlagen! — Sanscravate, ich beschwöre Dich, Du bist im Irrthum... ich bin nicht Bastringuettens Liebhaber... ich habe nicht von Liebe mit ihr gesprochen!... Du weißt ja übrigens, daß ich eine Andere liebe. — Das beweist nichts, als daß Du Zwei zugleich liebst!... O, Du kannst mich mit Deinen sanften Mienen nicht mehr täuschen, Du bist ein Betrüger, ein Verräther... ich kenne Dich jetzt!... Vorwärts, herunter mit Deinem Rocke! — Sanscravate, Du bist in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht recht bei Vernunft! Wenn Du ruhiger bist, will ich Dir Alles erklären. — Nein, nein, nichts der Art! Es ist schon lange genug, daß ich meinen Schimpf trage und für einen Hasenfuß gelte! Es muß jetzt ein Ende nehmen... — Du irrst Dich aber... höre mich doch an... — Nichts!... wir schlagen uns! — Ich schlage mich nicht mit Dir, ich habe es Dir schon gesagt. — Dann werde ich Dich dazu zwingen! — Ja, ja," sagt Johann Ficelle, der sie jetzt auch eingeholt hat, „wenn man einem Freunde seine Geliebte verführt, so darf man ihm die Satisfaction nicht versagen!"

Paul wirft einen Blick voll Verachtung auf Johann Ficelle und will ihm Antwort geben, aber Sanscravate stürzt wie ein Rasender auf ihn los, hält ihm die geballte Faust vor's Gesicht und schreit: „Wirst Du Dich schlagen? — Nein, denn Du bist betrunken... Ich muß deßhalb Deine Unverschämtheit entschuldigen... — Ha! so!..."

Damit ergreift Sanscravate, den die Eifersucht vollends außer sich gebracht hat, den jungen Commissionär, faßt ihn wüthend mitten um den Leib und schleudert ihn gegen die Mauer. Paul sucht aufrecht zu bleiben, er stolpert aber, schwankt, fällt nieder und stürzt mit dem Kopfe auf einen Pflasterstein, der unglücklicher Weise dort lag; eine Ecke des Steines stößt ihm eine tiefe Wunde in den Kopf, und das hervorströmende Blut bedeckt bald den ganzen Körper des Verwundeten.

Paul hat keinen Laut von sich gegeben, als aber Sanscravate Blut fließen sieht, bleibt er starr und unbeweglich stehen, sein Gesicht wird leichenblaß. Johann Ficelle zerrt ihn am Arme und sagt: „Komm! komm, laß uns gehen... Du hast ihm seinen Theil gegeben, wie es ihm gehört hat, wir haben weiter nichts mehr da zu thun... — Er ist aber verwundet... er blutet..." murmelt Sanscravate. — „Ah bah! ein kleiner Riß... ein Nichts... das kann uns gleichgültig sein. — Nein, ich kann ihn nicht so liegen lassen, ich will ihn wenigstens in jenen Laden hineintragen, damit man ihn verbindet."

Sanscravate beugt sich über Paul her, der außer

seiner Kopfwunde noch einen ganz zerquetschten Arm hat; er stülpt ihm rasch den Hemdärmel hinauf, um zu sehen, ob diese Wunde gefährlich ist. Als er Pauls Vorderarm entblöst, bemerkt er auf demselben ein blaues, deutlich in's Auge fallendes Kreuz; er will eben den Verwundeten in ein benachbartes Haus tragen, als Bastringuette herbeieilt; wie sie Paul verwundet und im Blute schwimmend sieht, ruft sie aus: „Wie abscheulich! sie haben ihn ermordet... armer Junge! armer Paul!"

Mit diesen Worten kniet das große Mädchen auf den Boden nieder, hebt den Kopf des jungen Commissionärs in die Höhe und nimmt sich seiner an. In diesem Augenblick nähern sich mehrere Leute, welche das Geschrei gehört hatten. Johann Ficelle zieht Sanscravate abermals am Arme und sagt: „Komme doch!... Du siehst ja, daß man Dich nicht braucht, und daß schon für ihn gesorgt werden wird. — Es ist wahr... Du hast recht, da sie bei ihm ist... habe ich nichts mehr hier zu thun! gehen wir!"

Damit entfernt sich Sanscravate hastig mit Johann Ficelle, ohne nur ein einziges Mal den Kopf umzuwenden, gerade als ob er sich gefürchtet hätte, Bastringuettens Blicken zu begegnen.

Zweites Kapitel.

Eine Gesellschaft. — Eine Erinnerung.

Es war eine glänzende Soirée bei einem reichen Fremden, der sich in Paris niedergelassen hatte, weil

er fand, daß man sich in dieser Stadt am Besten unterhalten, die verschiedenartigsten Vergnügungen genießen und sein Geld mit gehörigem Anstande ausgeben könne. Dieser Fremde hatte ganz recht, und da die Pariser Leute, die ihnen Essen, Concerte, Bälle, Soiréen und Feste jeder Art geben, gerne haben, so war das Haus des reichen Fremden ein Sammelplatz vieler Menschen und seine Gesellschaften immer außerordentlich besucht.

Vielleicht hätten Personen, denen etwas daran liegt, zu wissen, mit wem sie sich zusammenbefinden, und die sich scheuen würden, sich mit einem Herrn oder einer Dame, deren gesellschaftliche Stellung nicht vollkommen gesichert ist, an einen Spieltisch zu setzen, Anlaß gefunden, über die in den Sälen des Herrn Grazcernitz (so heißt der reiche Fremde) versammelte Gesellschaft zu kritisiren; da es aber doch eine Masse Menschen gibt, denen die Unterhaltung die Hauptsache ist, so war er immer überzeugt, sein Haus voll zu sehen.

Um bei Herrn Grazcernitz eingeladen zu werden, brauchte man nichts als ein gewisses Ansehen in der Welt zu haben, entweder als Schriftsteller, als Künstler oder als Handelsmann; es war genügend, wenn man eine hübsche Romanze oder ein Liedchen gut singen, einige unterhaltende Geschichten erzählen, oder witzige Wortspiele machen konnte. Gegen Damen war der reiche Fremde noch nachsichtiger: eine hübsche Frau, die gerade in der Mode war, selbst eine etwas zweideutige, eine Schriftstellerin,

eine verkannte Künstlerin, nahm er stets in seinen Salon auf.

Oft fand man hier Personen, welche man nie auf den Promenaden oder in den Theatern traf, wie man jetzt in den Höfen der Eisenbahnen einen Freund, den man Jahrelang nicht gesehen hat, eine Geliebte, welche man nach Rußland abgereist glaubt, einen alten Künstler, den man für todt hielt, kurz Jemand, den man vergebens in den Straßen der Hauptstadt sucht, findet.

Die Gesellschaften des Herrn Grazcernitz wurden auch häufig von Herrn und Madame Plays besucht. Er ging hin, um seine Frau zu begleiten, und sie, um hier ihre Schönheit und ihre Toilette bewundern zu lassen und Eroberungen zu machen. In diesem Hause war sie mit Albert Vermoncey bekannt geworden.

Madame Baldimer erschien auch oft in den Salons des reichen Fremden; in diesen Cirkeln hatte man ihr sogar den Beinamen: die schöne Amerikanerin, geschöpft.

Man sah auch häufig Balivan, den zerstreuten Maler, den heitern Mouillot, den Magnetiseur Dupetrain, den jungen Mann mit den weißen Augenwimpern und Herrn Cölestin von Valnoir, der das Talent besaß, sich überall Zugang zu verschaffen.

Tobias Pigeonnier hatte sich auch kurz vor dem Verluste seiner Olive bei Herrn Grazcernitz einführen lassen. Er war im höchsten Grade entzückt, in ein Haus zu kommen, wo man den Gästen Punsch,

Gefrorenes, Kuchen und Leckereien jeder Art nach Genüge auftischte. Seit dem Abenteuer mit dem Fetisch wagte er es jedoch nicht mehr zu Herrn Grazcernitz zurückzukehren, und das war nicht sein kleinster Aerger.

Madame Baldimer wird gemeldet. Sie tritt an der Hand des Herrn Dupetrain, der vermöge seines Versprechens, der Dame die Kunst des Magnetisirens beizubringen, damit sie einschläfern könne, wen sie wolle, Zutritt in ihrem Hause erhalten hatte.

Die schöne Amerikanerin ist glänzend gekleidet und strahlt von Diamanten und Juwelen; ihre Schönheit und ihr prachtvoller Anzug ziehen alle Blicke auf sich, und es bildet sich bald ein Kreis um sie her.

„Wie glücklich ist doch der Dupetrain!" ruft ein kleiner, sehr häßlicher Herr aus; „er ist der Cavalier der Madame Baldimer, sie nimmt seinen Arm an... kann man sich auch einen Begriff von der Caprice dieser Dame machen! Einen häßlichen Mann, einen Mann, der durchaus nichts an sich hat, was gefallen könnte, zum Cavalier zu erwählen, während ihr so viele hübsche, ausgezeichnete junge Leute die Cour machen! — Was beweist das!" entgegnet ein Anderer, dem Ersteren in's Gesicht lachend, „glauben Sie denn, Dupetrain sei der Geliebte dieser Dame!... sie nimmt im Gegentheil seinen Arm nur an, weil er ihr gleichgültig ist... Uebrigens haben ihr schon sehr viele den Hof gemacht, welche, obgleich sie dieselben als Cavaliere annahm, doch nicht glücklicher waren. Die schöne Dame hält ihre Courmacher, wie mir

scheint, für Narren. — Glauben Sie? Hat man sich nicht auch für sie geschlagen? — Ja, ich meine, es habe ein Duell stattgefunden... ich weiß aber nicht zwischen wem."

Die Ankunft zweier neuen Personen gibt dem Gespräche eine andere Wendung. Herr und Madame Plays sind eben in den Saal getreten. Der Hausherr geht der schönen, kräftigen Herminie entgegen und empfängt sie mit den Worten: „Ei mein Gott! Madame, welches Glück, Sie zu sehen!... wir haben es schon so lange entbehren müssen... Wo sind Sie denn gewesen... man hat Sie bereits seit zwei Monaten nicht mehr gesehen!... Ich habe mich mehrmals nach Ihnen erkundigt und man hat mir gesagt: Madame Plays hat sich in eines ihrer Landhäuser zurückgezogen, sie lebt ganz allein, sie nimmt keine Besuche an, kurz, sie ist eine Einsiedlerin geworden."

Madame Plays entgegnet mit schmachtender Miene: „Es ist wahr... ich bin schon lange nicht mehr in Gesellschaft gekommen!... Ach!... ich wollte sie ganz und gar meiden... — In Ihrem Alter, Madame, wenn man die Zierde der Gesellschaft ausmacht, ist es nicht gestattet, sie zu fliehen... das wäre ein Verbrechen... ein Frevel an derselben!... und Sie geben so etwas zu, Herr Plays?"

Herr Plays erwiedert ebenfalls, um seiner Frau zu gleichen, mit gerührtem Antlitze: „Meine Frau hat mich mit auf eines unserer Güter genommen... es war sehr traurig... wir waren Beide ganz allein!

... wir erhielten keine Besuche... wir hatten gar nicht gesagt, wo wir hingehen... wir reisten plötzlich ab, wie Duckmäuser... allein wenn man Grund zur Betrübniß hat, so werden Sie wohl einsehen, daß... und meine Frau hatte in der That einen sehr bedeutenden Grund, sich zu grämen... weil..."

Madame Plays kneift ihren Gatten in den Arm und flüstert ihm in's Ohr: „Schweigen Sie... es ist genug... schweigen Sie... wer hat Sie ersucht, das zu sagen?"

Herr Plays schweigt und zwingt sich zu einem Husten, um seinen Satz zu unterbrechen. Herr Grazcernitz nimmt die schöne Herminie bei der Hand und führt sie zu einem Divan, auf welchem bereits schon andere Damen sitzen, mit denen sie alsbald ein Gespräch anknüpft.

Nach einer Weile steht übrigens die Dame, welche zur Rechten der prächtigen Plays sitzt, auf, und begibt sich in einen andern Saal; nicht lange darauf erhebt sich auch die andere und verschwindet ebenfalls. Die schöne Herminie sitzt allein auf dem Divan; dann nähern sich ihr mehrere junge Leute, um einige Gemeinplätze und fade Galanterien an sie hinzuschwatzen, wie Solches in den Salons immer der Fall ist.

Ein junger Mann hat einige Augenblicke mit Madame Plays gesprochen, entfernt sich aber bald wieder von ihr und sagt zu einem seiner Freunde: „Das ist doch sonderbar... ich begreife es gar nicht. — Was denn? — Du kennst jene Dame dort, mit

welcher ich eben gesprochen habe? — Madame Plays? — Ja. Nun, mein Freund, ich weiß nicht, was die für einen Geruch an sich hat, aber es ist nicht zum Aushalten... — Ah bah! — Sie riecht... wie nach altem Tabak... es ist abscheulich... — Nicht möglich! — Sieh!... da geht Alfred gerade von ihr weg, er wird dasselbe behaupten... — Alfred! — Hm? — Du hast mit Madame Plays gesprochen, ist Dir auch der Geruch aufgefallen... — O beim Kukuk! der hat mich vertrieben! ich rauche allerdings sehr gerne eine Cigarre, wenn aber eine Dame nach einer Wachstube riecht, so ist es durchaus nichts Angenehmes. Sie muß Tabak kauen!... sonst wäre es gar nicht möglich. — Sie hat sich das vielleicht in ihrer Einsamkeit angewöhnt. — Wir müssen doch ihren Mann fragen. — O warum nicht gar! das wage ich nicht! — Man sieht wohl, daß Du Herrn Plays nicht kennst! ich wette, daß ich ihn darum befragen will. Folget mir, gleichsam als ob es nur zufällig geschähe, dann werdet ihr euch überzeugen."

Der junge Mann, welcher dieses gesagt hat, geht auf Herrn Plays zu, den er neben einem Tische stehen sieht, an dem Whist gespielt wird; er scheint dort aufmerksam das Spiel zu beobachten.

„Ei, Herr Plays!" beginnt der junge Mann, Herminiens Gatten begrüßend, „Sie scheinen sehr mit der Beobachtung des Spieles beschäftigt? — Ja, in der That, ich gebe Achtung!... — Sie studiren die Finessen des Spieles? — Ich studire Alles!... — Sie spielen gewiß recht gut Whist? — Ich...

im Gegentheil... ich verstehe das Spiel noch gar nicht, obgleich ich schon zehn Jahre aufmerksam darauf Acht gebe... ich hoffe jedoch, es durch immerwährendes Zusehen endlich zu lernen!... Meine Frau wünscht durchaus, daß ich es können solle... deßhalb sehe ich auch, so oft es Gelegenheit gibt, zu. — A propos in Betreff Ihrer Frau Gemahlin... die ist eine rechte Löwin geworden in ihrer Zurückgezogenheit. — Meine Frau?... eine Löwin!... o nein, ich versichere Sie, daß Ihr Charakter im Gegentheil weit geschmeidiger geworden ist... sie ist sehr sanft. — Sie verstehen mich nicht recht, Herr Plays, unter Löwin bezeichnen wir Fashionables eine außergewöhnliche, sehr im Fortschritt begriffene Frau. — Wie! Sie halten die meinige für eine solche? — Mit einem Wort eine Frau, die raucht!... nicht wahr, Ihre Frau Gemahlin gibt sich jetzt diesem Vergnügen hin? — Meine Frau rauchen!... O niemals! Sie sind vollständig im Irrthum... Ach! ich errathe, warum Sie diese Frage an mich machen... nicht wahr, Sie haben gefunden, daß sie nach Tabak riecht? — Meiner Treu, ja, Herr Plays... es ist mir so vorgekommen, und ich muß Ihnen gestehen, ich bin nicht der Einzige in der Gesellschaft, der diese Bemerkung gemacht hat. — Ich glaube Ihnen, o! ich glaube Ihnen gerne, denn ich selbst habe sie gemacht... und nicht erst seit heute Abend riecht meine Frau nach Rauchtabak... schon seit wir auf unser Gut gegangen sind, wo wir gelebt haben wie die Bären, seither ist mir das aufgefallen... ich dachte

gleich, meine Frau riecht nach Tabak, und ich habe überdieß bemerkt, daß der Geruch immer stärker wird. — Haben Sie Madame nicht gefragt, woher das kommen mag? — Ich bitte um Entschuldigung: eines Tages erlaubte ich mir, zu ihr zu sagen: Herminie, rauchst Du vielleicht insgeheim ... ich bitte Dich, genire Dich nicht vor mir, wenn Du ein Vergnügen daran findest... rauche, so lange es Dir gefällt!... — Nun? — Nun, meine Frau fand diese Frage sehr unpassend, sie tadelte mich deßhalb und befahl mir, nie wieder... Ach! verzeihen Sie, das Spiel ist gerade sehr interessant... ein Herr macht einen Trick... ich will Achtung geben, daß ich es auch lerne."

Herr Plays sieht wieder dem Whistspieler zu und der junge Mann entfernt sich mit seinen Freunden, ohne daß er seine Neugierde befriedigt hatte.

Während die Herren dieses miteinander sprachen, hatte Madame Baldimer Madame Plays allein auf dem Divan sitzen sehen und sich neben sie gesetzt. Die Damen kannten sich ein Wenig, da sie sich mehrmals bei dem Grafen Dalhborne getroffen hatten, allein die prächtige Herminie ahnte nicht, daß der leichtsinnige Albert den Shawl für die schöne Amerikanerin gekauft hatte.

„Wo waren Sie denn, Madame? man hat Sie ja ein Jahrhundert in keiner Gesellschaft und bei keiner Festlichkeit mehr gesehen, Jedermann beklagte Ihre Abwesenheit."

Der Ton, in welchem Madame Baldimer diese Worte sprach, wäre Vielen spöttisch vorgekommen,

allein Madame Plays hielt diese Anrede für sehr liebenswürdig und entgegnete mit einem tiefen Seufzer: „Ich danke Ihnen, Madame, Sie sind wirklich zu gütig, zu glauben, daß man sich meiner erinnere, aber ich habe mich aus einem sehr natürlichen Grunde in die Einsamkeit verbannt!... nach dem grausamen Ereignisse, welches ich herbeigeführt habe ... und welches ich mir bitter vorwarf!... durfte ich es nicht mehr wagen, mich zu zeigen!..."

Madame Baldimer hält ihr Fläschchen an die Nase und murmelt: „Das ist doch sonderbar, es riecht wie in einem Tabakladen hier!" dann rückt sie näher zu Madame Plays und fragt: „Wie... Sie sind an einem unglücklichen Vorfalle Schuld? — Freilich... haben Sie das nicht erfahren? — Ich..., kann mir gar nicht denken, wovon Sie sprechen wollen. — Mein Gott! ich habe geglaubt, dieses Ereigniß werde ein ungeheures Aufsehen in der Welt machen, deßhalb habe ich sie geflohen und nicht gewagt, mich öffentlich zu zeigen!... haben Sie nicht von einem Duell sprechen hören? — Ein Duell!... — Allerdings, meinetwegen... das heißt... ich befürchtete nicht, daß die Sache so weit gehen werde... Ach Gott! es gibt Frauen, die sich glücklich schätzen, wenn man sich für sie duellirt hat, mir verursacht es Gewissensbisse!"

Madame Baldimer fixirt Herminie mit scharfen Blicken, als ob sie in das Innerste derselben hätte blicken mögen, dann fragt sie weiter: „Wer hat sich denn aber für Sie duellirt? — Herr Albert Ver-

moncey und Herr Tobias Pigeonnier... zwei Narren, die mich anbeteten ... Ach! welches Unglück, solche Leidenschaften zu entzünden!... Albert hatte mich zwar betrogen... das ist richtig... aber das wäre noch kein Grund gewesen... O! wie Unrecht war es doch von mir, zu sagen, ich wolle gerächt sein! — Herr Albert hat sich für Sie geschlagen?... und zu welcher Zeit? — Tags vor meiner Abreise auf mein Landgut ... Es sind jetzt dritthalb Monate her... — Nun? und welche Folgen hatte das Duell? — Entsetzliche! fürchterliche! Madame... der arme Albert wurde von dem kleinen Tobias mit dem Degen niedergestochen!... ich bin die Ursache seines Todes und werde mir es nie verzeihen!"

Madame Plays wischt sich mit ihrem Taschentuche die Thränen aus den Augen, Madame Baldimer bleibt aber zu ihrem Erstaunen ungerührt und ruft mit höhnischem Tone aus: „Beruhigen Sie Ihr Gewissen, ich bitte, seien Sie nicht so trostlos, Madame, denn die Leute, welche man für Sie getödtet hat, befinden sich noch im besten Wohlsein!... — Wie!... was wollen Sie damit sagen, Madame?" schreit die schöne Herminine, ihr Nastuch wieder in die Tasche steckend. — „Damit will ich sagen, daß Albert Vermoncey nicht todt ist. — Albert... nicht todt!... O! das ist unmöglich, Madame! sein Gegner selbst hat mich von dem traurigen Resultate dieses unseligen Zweikampfes unterrichtet!... er hat Albert erst verlassen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Leben mehr in ihm sei... und hat mir

sogar zum Beweise seines Sieges eine Cigarre gebracht, welche er dem Gefallenen abgenommen hat, und die ich seither hier in meiner Brust trage... O! ich habe mich keinen Augenblick davon getrennt!"

Madame Baldimer kann fast vor Lachen nicht mehr sprechen, endlich stammelt sie: „Ach! Sie tragen eine Cigarre in der Brust... jetzt wundert es mich nicht mehr, woher der Tabakgeruch kommt, den ich mir lange nicht erklären konnte... ha! ha! ha!... das ist komisch!... das ist ein herrlicher Zug!..."

Madame Plays fängt an, sich über die Lustigkeit der schönen Amerikanerin zu ärgern und murmelt verdrießlich: „In der That, Madame, ich hätte Sie nicht für so gefühllos gehalten!... Sie lachen, weil sich ein junger Mann für mich oder wenigstens durch einen Ritter von mir tödten ließ... darin sehe ich nichts Heiteres. — Ei, mein Gott! Madame, wie oft muß ich Ihnen denn wiederholen, daß Sie im Irrthum sind!... daß man einen Scherz mit Ihnen getrieben hat. Herr Albert Vermoncey hat sich allerdings zu der Zeit, von welcher Sie sprechen, duellirt, aber nicht mit Herrn Pigeonnier, sondern mit dem Grafen Dalhborne, und ich glaube Sie bestimmt versichern zu dürfen, daß Sie durchaus unschuldig hieran sind... kurz, Herr Albert war Sieger in dem Kampfe und der Graf wurde leicht verwundet. Der junge Vermoncey hat sogleich nach dieser Affaire Paris verlassen; er hat eine Reise in die Normandie, nach Belgien und dann in die Auvergne gemacht... und ist gestern mit einem jungen Mädchen, welches

er entführt und ohne Wissen seines Vaters mitgebracht hat, nach Paris zurückgekehrt. Sie sehen, Madame, daß ich genau unterrichtet bin."

Madame Plays bleibt starr vor Bewunderung und weiß nicht, was sie erwiedern soll; als sie sich etwas gefaßt hat, ist es ihr Erstes, ein Cigarrenstümpchen aus ihrem Busen zu nehmen und es zornig unter den Divan zu werfen, worauf sie sitzt. Endlich findet sie auch wieder Worte und stammelt: „Wie, Madame... das wäre möglich... Herr Albert ist nicht todt!... dieses Ungeheuer! dieser Treulose lebt! wissen Sie es bestimmt?..."

Eben als Madame Baldimer im Begriffe ist, Antwort zu geben, tritt wieder Jemand in den Saal ein, wo sich die Damen befinden. Es ist Herr Vermoncey, Alberts Vater, der zum ersten Mal bei Herrn Grazcernitz erscheint. Er war mehrmals mit dem reichen Fremden in Gesellschaft zusammen gekommen, und dieser hatte ihn inständig gebeten, auch an seinen Soiréen Theil zu nehmen; Herr Vermoncey dachte nun, daß es die Höflichkeit erfordere, daß er wenigstens ein Mal in das Haus des Fremden gehe, und obgleich er kein Freund mehr von Gesellschaften war, entschloß er sich doch, sich an diesem Abend zu Herrn Grazcernitz zu begeben.

Sobald Madame Baldimer Alberts Vater erblickt, ändern sich ihre Gesichtszüge: sie beißt die Lippen zusammen, runzelt die Stirne, und Blitze scheinen aus ihren Augen zu leuchten, die von einem ganz unbegreiflichen Feuer erglühen.

Herr Vermoncey geht durch den Salon in ein Nebenzimmer. Madame Baldimer folgt ihm mit den Augen, als sie ihn aber nicht mehr sieht, steht sie, unfähig, ihrer Empfindung Widerstand zu leisten, ohne der zärtlichen Herminie, welche eben wieder eine Frage in Betreff Alberts an sie richtete, Antwort zu geben, lebhaft auf und begibt sich auch in das Zimmer, in das sie Herrn Vermoncey hineingehen sah. Dieser hat neben dem Hausherrn Platz genommen; Madame Baldimer setzt sich gegenüber von den Herren und heftet, während sie auf die Artigkeiten Dupetrains zu hören scheint, der sich neben ihr niedergelassen hat, fast unausgesetzt ihre Blicke auf die beiden Personen vis-à-vis von ihr.

Herr Grazcernitz bespricht sich mit Herrn Vermoncey über die in den Sälen versammelte Gesellschaft, und gleich einem Hausbesitzer, der Einem sein Haus von oben bis unten, selbst das kleinste Kabinetchen, den äußersten Winkel zeigt, um die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten desselben alle rühmen zu können, so zählte der reiche Fremde auch jede einzelne Person der zahlreichen und glänzenden Versammlung her, die anwesend war, und unterließ es nicht, bei jedem Namen, den er nannte, irgend etwas zum Lob oder zur Schätzbarkeit seines Gastes zu äußern.

„Sehen Sie," sagt er zu Herrn Vermoncey, indem er auf einen kleinen, geistreich und satyrisch aussehenden Mann deutet, der in seinem Aeußern einem Landedelmann gleicht, „der alte Herr zu Ihrer Rechten ist ein reicher Gutsbesitzer aus der Bretagne;

er bringt jährlich zehn Monate auf seinen Gütern zu, und behält auch während seines Aufenthaltes in Paris seinen Kleiderschnitt bei!... Er hat zweimalhunderttausend Franken Renten ... und schert sich um Niemand etwas; man hat ihn wollen zum Maire, sogar zum Präfekten machen! er wieß alle Ehrenstellen zurück... das ist ein Philosoph nach Seneka's Façon, der zur Verachtung des Reichthums aufforderte, während er Falerner aus einem goldenen Becher trank... Der Herr, mit dem Ordensbande, welcher jetzt eben mit ihm spricht, ist ein Bureau-Chef, Hauptmann bei der Nationalgarde und Mitglied des Disciplinar-Raths, man sagt, er sei ein sehr einflußreicher Mann... Dieser verachtet dagegen die Stellen nicht, er hat schon drei und bewirbt sich noch um zwei weitere. Hier zur Linken sitzt eine reizende Dame, sie singt wie ein Engel, wenn man sie gut accompagnirt, aber sie behauptet stets, man accompagnire sie nicht recht. Die kleine Braune neben ihr ist nicht hübsch, aber sie ist Schriftstellerin! sie macht Verse, schreibt Romane, Theaterstücke und liefert Beiträge in Journale, auch redigirt sie ein Blatt, welches gratis herausgegeben wird und ungeheuer viele Abonnenten hat... Der Herr dort ist der modernste Mann in Paris. Sehen Sie seine elegante Gestalt, man streitet sich um seinen Schneider... Er hat sich einmal eine ganze Woche zu Hause eingeschlossen, um sich zu besinnen, ob er runde oder spitzige Westen aufbringen wolle... Der hübsche Junge neben dem Klavier ist ein vortrefflicher Componist, der, so-

bald er einen passenden Text hat, eine Oper in Musik setzen wird... Der große, magere Herr, der am Kamine steht, ist als Dilettant ausgezeichnet auf dem Klapphörnchen, er wird mir seinen Bruder bringen, der die Posaune bläst; sie spielen merkwürdige Duo's miteinander... Ach! sehen Sie den kleinen Blondkopf mit der aufgestülpten Nase und dem leichtsinnigen Gesichte? das ist ein Haupt-Liedersänger! er ahmt Lewassor, Achard und Jedermann mit vielem Talente nach, ist deßhalb auch sehr beliebt und macht Furore in den Gesellschaften ... Die dicke Dame, mit welcher er gerade spricht, hat eine herrliche Altstimme... leider will sie aber nie singen!"

Herr Vermoncey hörte dem Hausherrn mit ziemlich zerstreuter Miene zu; schon seit einer Weile waren seine Blicke denen der schönen Amerikanerin begegnet, und er hatte beim Anblicke dieser Dame ein sich unerklärliches Gefühl empfunden: war es bloß Bewunderung für die Schönheit der Madame Baldimer, war es Neugierde, oder erweckten ihre Züge bittere Erinnerungen in ihm, das war ihm selbst noch räthselhaft; aber im Augenblicke, als Herr Grazcernitz ihm eine pompöse Lobeserhebung eines kleinen, neunjährigen Knabens machte, der nach dem, was er sagte, bereits wie Paganini Violine spielen konnte, unterbrach ihn Herr Vermoncey mit der Frage: „Entschuldigen Sie, Herr Grazcernitz, wer ist denn die Dame, welche hier gegenüber sitzt und uns in diesem Augenblick betrachtet? — Diese Dame," entgegnet der Amphitryon, während er dem Jungen einen Wink

gab, näher zu treten, „ei! das ist ein sehr hübsches, reizendes, großes, schön gewachsenes Frauenzimmer... Er spielt auf der vierten Saite Variationen über das Thema: der König von Yvetot, die, so viel man erzählt, wunderschön sein sollen... — Verzeihen Sie, daß ich Sie abermals unterbreche... Aber es liegt etwas in den Gesichtszügen dieser Dame, welches mir bekannt vorkommt... — Das ist eine sehr gefeierte Dame!... Alle Männer sind in sie verliebt! ...Er spiele auch, nach Paganini's Weise, außerordentliche Sachen auf der Quinte! — Wie ist der Namen, wenn ich bitten darf?... — Es ist der kleine Adolph Kromiousky... eine Pole von Geburt. — Ich meine den Namen der Dame, die uns gegenüber sitzt. — Ach! das ist Madame Baldimer, sonst auch unter dem Namen: die schöne Amerikanerin, bekannt!... — Madame Baldimer... Diese Dame wäre... Ach, jetzt wundere ich mich nicht mehr, warum ihr Anblick einen so unbegreiflichen Eindruck auf mich gemacht hat!... Ah! diese Dame ist Madame Baldimer! — Kennen Sie dieselbe? — O nein, ich nicht!... aber mein Sohn war sehr in sie verliebt und hat sich ihretwegen duellirt. — Das setzt mich nicht in Erstaunen. Ich sage Ihnen, sie verrückt allen Männern die Köpfe! — Und sie scheint eine Freude daran zu haben, wenn sich ihre Anbeter gegenseitig an's Leben gehen... Ach! nun finde ich sie nicht mehr schön, ich fühle, daß mir der Anblick dieser Dame zuwider ist!... — Wurde Ihr Sohn verwundet? — Dem Himmel sei Dank, nein, aber

er hätte getödtet werden und mich die Koketterie dieser Dame meines einzigen Kindes berauben können. — Darf ich Ihnen den kleinen Adolph Kromiousky vorstellen? — Es wird mir Vergnügen machen, recht gerne!..."

Damit steht Herr Vermoncey auf und geht in ein anderes Zimmer, weil es ihn drängt, sich aus Madame Baldimers Nähe zu entfernen; der Hausherr folgt ihm und ruft ihm nach: „Wo gehen Sie denn hin? da ist ja der junge Kromiousky... Er spielt uns zwar heute Abend nichts, aber er studirt gegenwärtig ein großes Stück von Paganini ein, welches er auf einer Violine spielen wird, die früher Paganini gehörte."

Herr Vermoncey hat sich in einem Zimmer niedergelassen, wo musicirt wird; er befindet sich noch nicht lange auf seinem Platze, als er bemerkt, daß Madame Baldimer abermals wieder gegenüber von ihm sitzt und ihre Blicke fortwährend auf ihn heftet.

Das ist doch sonderbar, denkt Herr Vermoncey, es scheint, als ob mich diese Dame verfolgen wollte! sie sieht mich so auffallend an; kommt es wohl daher, weil man ihr gesagt hat, daß ich Alberts Vater sei... Glaubt sie vielleicht, ich habe meinen Sohn bewogen, sie zu meiden... Ja, das wird ohne Zweifel der Grund sein, warum sie ihre Augen immer auf mir ruhen läßt... Will sie mich vielleicht auch mit ihren Reizen verführen... Ich werde ihr beweisen, daß dieses eine vergebliche Mühe wäre.

Herr Vermoncey begibt sich von dem Musiksaale

in den Spielsaal, den wenig Damen betreten. An einem Bouillotte-Tisch ist ein Platz leer, Alberts Vater setzt sich an denselben, mit dem Gedanken: So weit wird mich diese Dame doch nicht verfolgen!

Aber er ist noch nicht fünf Minuten beim Spiele, als die schöne Amerikanerin in das Spielzimmer tritt und sich dieß Mal auf einen dicht neben ihm stehenden Stuhl setzt.

Herr Vermoncey fühlt sich verlegen; das Betragen dieser Dame scheint ihm so sonderbar, daß es ihn beinahe entsetzt. Da er übrigens nicht gezwungen ist, ihr in's Gesicht zusehen, so spielt er ruhig fort, ohne sich nach ihr umzuwenden, denn nichts nöthigt ihn, eine Dame anzureden, mit der er zum ersten Male zusammentrifft.

Bald folgten indeß mehrere junge Leute und der Magnetiseur Dupetrain der schönen Dame nach und es entspann sich zwischen ihr und diesen Herren ein Gespräch. — Wie, Madame, Sie gehen in den Spielsaal? — Ei! warum denn nicht, mein Herr? Ist es denn einem Frauenzimmer verboten, hier herein zu gehen? — Nein, gewiß nicht, aber dem Spiele zusehen, während Einen der Tanz in Anspruch nimmt, denn man hat eben angefangen zu tanzen. — Nun, meine Herren, darf ich nicht das Spiel dem Tanze vorziehen, wenn es mir Vergnügen macht? — O! das ist nicht möglich!... Eine schöne Frau das Spiel dem Tanze vorziehen!... — Man hat Sie oft sagen hören, Sie verabscheuen die Karten. — Ich kann ja meinen Geschmack geändert haben! Fra-

gen Sie einmal Herrn Dupetrain, der mit dem zweiten Gesicht begabt ist, er kann Ihnen vielleicht sagen, was mich in diesen Saal zieht. — Ich, schöne Dame? ach! ich würde Sie zwingen, mir es zu sagen, wenn Sie sich von mir einschläfern ließen! — O! jetzt nicht, ich meine der Ort wäre nicht geeignet dazu! Aber durch das Einschläfern können Sie den Damen oft große Dienste leisten, Herr Dupetrain... wenn ich Sie früher gekannt hätte, würde ich Sie gebeten haben, mir das Horoscop für ein junges Mädchen zu stellen... das mir sehr am Herzen lag! — Was ist denn dem jungen Mädchen begegnet... war sie hübsch? — Reizend!... — O! dann ist es eine Liebesgeschichte. — Mein Gott, ja, es ist eine Liebesgeschichte, Sie haben es errathen, meine Herren... eine Verführungsgeschichte! für euch eine sehr gewöhnliche Geschichte! uns Weiber interessirt so etwas aber immer! — Erzählen Sie doch die Geschichte des jungen Mädchens, Madame! — O! ich versichere Sie, sie kann nur für Solche von Interesse sein, die in einer Beziehung dazu stehen. Es war eine junge, sehr arme und bis zu dem Augenblicke, wo ihr ein junger Mann die Cour machte, der ebenfalls nicht reicher war als sie, auch sehr tugendhafte Stickerin. Das junge Mädchen ließ sich verführen; sie liebte und gab sich hin!... denn der junge Mann hatte sie mit den glühendsten Versprechungen gelockt, wie die Männer es immer machen, wenn sie uns betrügen wollen... Das arme Mädchen wurde Mutter, und, statt daß der Verführer seinen Fleiß und seine

Thätigkeit verdoppelt hätte, um sie zur Erziehung ihres Kindes zu unterstützen, ließ er es in das Haus bringen, welches die öffentliche Barmherzigkeit zur Aufnahme solcher armen Wesen, die ihre Eltern nicht kennen sollen, gestiftet hat. Sie finden das empörend, nicht wahr, meine Herren! Wenn das junge Mädchen sich nach ihrem Kinde sehnte und es in ihre Arme zu schließen wünschte, täuschte man sie mit falschen Worten. Endlich erfuhr sie aber die Wahrheit, und während sie verzweifelnd um ihren Sohn bat, denn das Kind war ein Knabe, bewarb sich ihr Verführer um die Hand eines reichen Fräuleins. Kurz, mein junges Mädchen starb, der Herr heirathete und gelangte zu Reichthum und hohem Ansehen. Sie sehen, meine Herren, diese Geschichte gleicht denen, die sich tagtäglich in der Gesellschaft zutragen."

Herr Vermoncey hat kein Wort von Madame Baldimers Erzählung verloren: vom ersten Augenblicke an überzog eine Todtenbläße sein Gesicht, er fing an zu zittern und große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne, er wußte nicht mehr, was er spielte, und starrte seine Karten an. Endlich sagten die Mitspielenden zu ihm: „Es ist Ihnen vielleicht nicht ganz wohl; hören Sie auf zu spielen, und erholen Sie sich ein wenig in der frischen Luft."

Herr Vermoncey weiß nicht, was er erwiedert; es scheint ihm, als ob er nicht die Kraft hätte, sich von der Stelle zu bewegen, seine Kniee beben, seine Beine sinken unter ihm zusammen. Endlich rafft er

seine äußersten Kräfte zusammen, steht auf und will sich vom Tische entfernen, um jedoch seinen Stuhl zurückrücken zu können, muß er die Dame, welche dicht neben ihm sitzt, bitten, aufzustehen.

Er kehrt sich nach ihrer Seite und stammelt einige Worte. Madame Baldimer hat eben ihre Erzählung beendigt und alle die Herren, die sie umgeben, rufen aus, diese Geschichte sei sehr interessant. Die schöne Amerikanerin heftet ihre durchdringenden Blicke auf Herrn Vermoncey und fragt diesen: „Und Sie, mein Herr, was denken Sie von meiner Erzählung? hat Sie dieselbe auch angesprochen?"

Alberts Vater murmelt einige unverständliche Worte und eilt, nachdem es ihm gelungen, sich einen Durchweg zu verschaffen, hastig aus dem Spielsaale heraus, verfolgt von den Blicken der Madame Baldimer, der seine Bestürzung und seine Bläße eine innerliche Freude zu bereiten scheint.

Während sich dieses im Spielsaale zugetragen hatte, war Madame Plays, nach der Entfernung der Madame Baldimer, gleichfalls aufgestanden, um ihren Mann aufzusuchen, der sich erlaubt hatte, vom Whisttische wegzugehen und dem Tanze zuzusehen. Seine Frau gewahrt ihn endlich hinter einer Quadrille, packt ihn am Arme und zieht ihn in eine Ecke: „Es ist ein Glück, daß ich Sie endlich finde!" ruft sie aus. — „Entschuldige, daß ich vom Whisttische weggegangen bin, meine liebe Freundin," entgegnet Herr Plays, durch die aufgeregte Miene seiner Frau eingeschüchtert; „aber ich versichere Dich, ich fange

an, das Spiel zu verstehen; einer der Spieler hat zu einem andern gesagt: Wir haben den Trick! woraus ich schließe, daß das so ist, wie wenn man den gelben Zwerg oder den doppelten Sechser hat; Du siehst, ich verstehe das Spiel bereits. — Ei, es handelt sich jetzt nicht vom Spiele, ich habe Sie von etwas weit Wichtigerem zu unterhalten. — Du siehst so erhitzt aus, willst Du ein Glas Eis? — Schweigen Sie doch und hören Sie mich an: Albert ist nicht todt! — Ah bah! der junge Mann, den man für Dich im Duell umgebracht hat? — Ja, Albert Vermoncey, wegen dessen Tod ich mich anklagte... dessen trauriges Schicksal ich beweinte, lebt noch und ist in Paris. — Man hat ihn also nicht recht getödtet? — Ach Gott! Sie hören ja, daß man ihn gar nicht getödtet hat. — Um so besser, denn er war ein sehr liebenswürdiger Bursche, nun brauchst Du Dir keine Gewissensbisse mehr zu machen und keine Thränen über seinen zu frühe herbeigeführten Tod mehr zu vergießen. — Wie... um so besser! Begreifen Sie denn nun nicht, mein Herr, daß man mich für Narren gehalten und auf's Schändlichste gemißbraucht hat! Darüber, daß Albert nicht todt ist, will ich mich nicht ärgern, obgleich er sich unverantwortlich gegen mich betragen hat; aber warum kommt man zu mir und sagt, man habe Albert mit einem Degen durchstoßen, warum bringt man mir eine Cigarre und gibt vor, man habe sie bei ihm gefunden? Und ich bin so gutherzig und beweine ihn, bin trostlos, begrabe mich zwei Monate lang in die Einsamkeit,

sehe nur Sie um mich, langweile mich zum Verzweifeln und trage fortwährend die angeblich bei dem sterbenden Albert gefundene Cigarre bei mir. — Ach, Du trugst eine Cigarre bei Dir! deßhalb rochst Du wie ein Soldat, so daß man diesen Abend zu mir sagte: Ihre Frau Gemahlin ist eine Löwin! — Sie sehen wohl ein, mein Herr, daß man mit mir auf die unwürdigste Weise sein Spiel getrieben hat. Das soll aber nicht so hingehen; ich hoffe, daß Sie nicht dulden, daß man sich auf Kosten Ihrer Frau und demzufolge auch auf Ihre Kosten lustig macht! Denn wer eine Frau beleidigt, beleidigt auch ihren Gatten, und mich hat man schmählich beleidigt! — Aber, meine liebe Freundin, was verlangst Du denn, daß ich thun soll? — Was ich verlange, welche Frage! ich verlange, daß Du den Unverschämten, der mich belogen hat, herausforderst. — Wie, Du willst den armen Albert, kaum nachdem Du erfahren hast, daß er lebt, umbringen lassen, und... — Nein, mein Herr, es ist nicht mehr von Albert die Rede, sondern von dem kleinen Herrn, der es gewagt hat, mich anzulügen, er habe ihn im Duell getödtet. Kennen Sie Tobias Pigeonnier? — Tobias Pigeon... — Sie haben ihn zwei oder drei Mal hier gesehen. — Ach ja, einen kleinen, dicken, jungen Mann! o, ich erinnere mich ganz gut, es ist ein hübscher Junge! — Es ist ein kleiner Flegel, der mit unverschämter Frechheit lügt. Er hat sich angeboten, mein Ritter und mein Rächer zu sein, er hat mir diese unselige Cigarre gebracht, glücklicher Weise habe ich seine Nach-

richt schlecht aufgenommen, aber das ist gleichgültig, er ist Schuld, daß ich geweint und mir die Augen verdorben, daß ich zwei Monate Niemand als Sie vor mich gelassen habe: das werde ich ihm nie vergessen! Sie müssen ihn aufsuchen, mein Herr, und ihn fordern. — Wie, meine liebe Freundin, ein Duell? — Ich verlange es. — Der Zweikampf ist aber gegenwärtig verboten. — Das ist mir gleichgültig. — Ich weiß nicht, wie man sich schlägt. — Jedermann kann eine Pistole losschießen. — Ich habe es noch nie probirt. — Gleich morgen führe ich Sie auf den Schießplatz: dort bringen Sie täglich sechs Stunden zu; das wird genügend sein, um sich nachher zu duelliren. — Wenn sich Herr Tobias aber weigert? — Dann haben Sie das Recht, ihn auf eine andere Weise zu züchtigen; Sie nehmen daher Ihren Stock mit sich, falls Sie desselben benöthigt wären. — Aber, Herminie! — Aber, mein Herr, ich sage Ihnen, es muß sein, jetzt lassen Sie uns nach Hause gehen, ich versichere Sie, ich werde nicht mehr in Gesellschaft erscheinen, bevor ich gerächt bin, denn es kam mir heute schon so vor, als ob man mich gemieden, als ob die jungen Leute gelacht und mit einander gezischelt hätten, während sie mich ansahen. — Ihre Cigarre war Schuld daran, Madame. — Gleichviel. wenn Sie den zurecht gewiesen haben, der sich erlaubt hat, sich auf meine Kosten lustig zu machen, so werden sich die Andern wohl hüten, es ihm nachzumachen. Vorwärts, mein Herr."

Damit führt die prachtvolle Herminie ihren Gat-

ten weg, der höchst mißvergnügt ist, daß er sich schießen soll, und sich zum ersten Male besinnt, wie er es angreifen wolle, um ungehorsam gegen seine Frau zu sein.

Drittes Kapitel.

Ein Auszug. — Eine Ueberraschung.

Die Witterung ist düster, feucht und kalt. Sans-cravate sitzt auf seinem Platze und sieht so trübe aus als das Wetter. Seine Blicke schweifen hin und her, zuweilen heftet er sie auf den Ort, wo Paul sonst zu treffen ist, dann schaut er wieder auf die Steinplatten zu seinen Füßen nieder: stützt seinen Kopf in seine Hände und rührt sich nicht.

Johann Ficelle geht vor seinem Kameraden, entweder pfeifend oder ein Liedchen trällernd, auf und ab, bisweilen beißt er in ein großes Stück Brod, welches er mit einer rohen Zwiebel reibt; er scheint diese Speise übrigens bloß nothgedrungen und nicht aus Vorliebe zu verzehren.

„Sackerment!“ ruft mit einem Male Johann Ficelle aus, indem er vor seinem Kameraden stehen bleibt, „ich mag mir alle mögliche Mühe geben, das gut zu finden... es geht nicht, trockenes Brod und Zwiebel werden nie schmecken wie ein Braten! Ich habe da ein trauriges Frühstück!... wenn man aber fast vor Hunger krepirt, so muß man seinen unverschämten Magen doch mit Etwas anfüllen! Wenn

ich ihn wenigstens nur mit einem Glase Krätzer anfeuchten könnte! allein man hat keinen Heller mehr in der Tasche, daß man nur noch im Stande wäre, einen Schoppen zu bezahlen... Und der Weinschenk dort will mir nicht mehr borgen, weil er behauptet, ich sei ihm schon schuldig. Wie boshaft! Potz Kukuk, wenn ich ihm nicht schuldig wäre, so hätte er mir ja noch nicht creditiren müssen! Die Welt ist doch recht unvernünftig. Nicht wahr, Sanscravate, die Geschäfte gehen seit einiger Zeit sehr schlecht... Wir verdienen fast gar nichts mehr. — Das ist nicht zum Verwundern: wenn wir einige Kreuzer haben, so führst Du mich fort, sie zu vergeuden, und wenn dann die Leute kommen und uns nicht an unserem Platze finden, so nehmen sie andere; auf diese Weise habe ich fast alle meine Kunden verloren. Ach! ich sehe wohl ein, daß ich mich schlecht aufführe!... mit dem Wirthshauslaufen und Herumschlendern werde ich mir kein Geld verdienen. Was wird man daheim von mir denken... ich wage es nicht mehr, an meinen Vater zu schreiben, und meine Schwester, meine kleine Liline, der ich ein Heirathsgut ersparen wollte! ...Herr Gott! ich bin ein Elender!... und ich mag sagen, ich hätte die Kraft nicht, zu arbeiten wie früher... Ach! so geht es, wenn man einen Kummer im Herzen hat, taugt man zu nichts mehr! — Geh! schwatz mir den Kopf nicht voll!... Du machst Dir Vorwürfe, weßhalb denn?... Sanscravate, Du bist kein Mann! sind wir Schuld, wenn man uns keine Commissionen aufträgt? Nein! Du glaubst, wir ver-

lieren unsere Kunden, weil wir bisweilen außerhalb der Barrieren herumstreichen, das ist eine Dummheit von Dir. Sieh, ich will Dir ein Beispiel anführen, zum Beweis, daß die Kunden doch kommen, auch wenn wir nicht da sind. Der Paul da, der Tropf, der seinen Platz dort hatte, ist seit vierzehn Tagen nicht gekommen, weil Du ihm einen Puff gegeben hast, in Folge dessen er sich beim Falle ein wenig beschädigte, nun, seit den vierzehn Tagen, daß er nicht kam, hat man wenigstens zwanzig Mal nach ihm gefragt, um ihn zu einem Herrn Vermoncey zu berufen, der ihn zu sprechen wünsche, und vor fünf Tagen ist der Herr, gerade als Du einen Ausgang besorgtest, selbst gekommen, sich nach ihm zu erkundigen. Der Mann sieht wohlhabend aus und wendete sich an mich: es ist der Vater Deines alten Kunden, Herrn Alberts... Ach! das war ein freigebiger junger Mann, der brachte Geld unter die Leute, wie schade, daß der nicht mehr in Paris ist, da hätten wir noch etwas zu leben! — Mach es kurz; was hat Herr Vermoncey zu Dir gesagt? — Sagt mir doch, mein Freund, fing er an, warum ist denn Euer Kamerad, der junge Paul, der immer hier stand, nicht mehr auf seinem Platze, was ist denn aus ihm geworden, ist er vielleicht krank?... Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht so einfältig war, ihm die Wahrheit zu gestehen, ich entgegnete ihm daher: Nein, mein Herr, er kommt aber schon lange nicht mehr her, ich glaube, er hat das Commissionärgeschäft aufgegeben. Wenn Sie aber etwas zu besor-

gen haben, so stehe ich Ihnen zu Diensten, befehlen Sie nur, ich bin im Augenblick bereit. Hierauf versetzt er: Ich muß Euren Kameraden selbst sprechen, ich interessire mich für ihn; wo wohnt er, könnet Ihr mir seine Adresse sagen? Warten Sie, erwiedere ich, er wohnt in einer Straße, deren Namen mir gerade nicht beifällt, aber ich meine, es sei Nummer zwei oder vier, eine gerade Nummer ganz gewiß! Auf diese Antwort entfernte sich mein Herr mit mißlaunigem Gesichte, und ich dachte in meinem Sinne: Da soll es Einer versuchen, einem Andern die Kunden abzuspannen! — Wenn der Herr aber wirklich mit Paul zu sprechen hat, so hättest Du ihn doch zu ihm schicken sollen! — Warum nicht gar! ich werde einem Andern Kunden zuschicken, wenn ich selbst nichts zu thun habe, so gutherzig bin ich nicht! Außerdem hat uns ja der Duckmäuser nie seine Wohnung angegeben, wissen wir sie denn? — Nein, aber Du weißt, daß er seit jenem unglücklichen Sturze, an dem ich Schuld bin, bei Bastringuetten wohnt, daß sie sich seiner annimmt und ihn verpflegt, Du weißt es, denn Du hast es mir ja selbst gesagt. — Ja, freilich ist er bei ihr! statt ihn in den Spital zu führen, wo er umsonst verpflegt worden wäre, hat sie ihn zu sich genommen, sie ist seine Krankenpflegerin, seine barmherzige Schwester!... Da muß man doch einen Mann gern haben, wenn man sein Geld zu Thee, Pulver und Arznei für ihn hergibt; es scheint aber auch, daß sie ihn über ihr Leben liebt!"

Sanscravate nagt an seinen Nägeln und schweigt.

Erst nach einer Weile fragt er: „Und wie geht es mit seiner Wunde, heilt sie? ist er noch nicht bald gesund? — Ich weiß es nicht genau, das heißt, mit dem Kopfe geht es ihm besser, der ist geheilt; aber so viel es scheint, dauert es mit seinem Arme länger; er hat sich beim Fallen etwas verrenkt, und das läßt sich nicht so leicht herstellen. — Mich wundert nur," sagt Sanscravate nach abermaligem Schweigen, „daß die kleine Nätherin seit vierzehn Tagen nicht ein einziges Mal nach ihm gefragt hat! — Ach was! die wird es machen wie er, sie wird auch irgend eine andere Liebschaft haben; der Beweis liegt schon darin, daß sie nicht mehr so früh an's Geschäft geht; und doch geht sie schon so bald aus, sie läuft ohne Zweifel ihrem Rendezvous nach... Ach! ich kann das Brod nicht trocken essen, es drückt mich, ich muß einen Schoppen dazu trinken. Komm, Sanscravate, laß uns zu dem andern Weinwirth gehen, der etwas weiter unten rechts wohnt; laß Du es auf Deinen Namen aufschreiben, Dir borgt er. — Nein, ich will nichts mehr borgen; wenn man kein Geld hat, trinkt man Wasser. — Wie dumm Du doch bist! ...im Gegentheil, wenn man kein Geld hat, betrinkt man sich, um sich zu zerstreuen. Vorwärts, komm! ich will Dich frei halten, ich zahle es Dir dann wieder heim! — Nein, ich gehe nicht."

An dem entschiedenen Tone, in dem Sanscravate antwortet, merkt Johann Ficelle, daß weitere Bemühungen überflüssig wären; er zuckt mitleidig die Achseln und geht allein fort. „Wie Du willst!"

brummt er, „ich kann Dich schon entbehren, es wird sich wohl ein guter Freund finden, der einen Schoppen für mich zahlt.“

Sanscravate ist innerlich vergnügt, daß er Johann Ficelle nicht nachgegeben hat, und stützt seinen Kopf wieder in seine beiden Hände; er denkt wahrscheinlich an Bastringuette, welche er zu vergessen geschworen hat. Plötzlich fühlt er einen leichten Schlag auf der Schulter, hebt die Augen empor und sieht Albert vor sich. „Wie! Sie sind es, mein Herr!“ ruft der Commissionär aus, hoch erfreut, seinen guten Kunden wieder zu erblicken. „Ach! wie lange hat man Sie nicht gesehen, ich sprach erst vorhin wieder von Ihnen. — Ja, Sanscravate, ich bin es; ich bin erst seit acht Tagen nach Paris zurückgekehrt und war mehr als zwei Monate abwesend. Ich brauche Dich augenblicklich, hast Du Zeit? — Immer, mein Herr, ich stehe jederzeit zu Ihren Diensten. O! Sie wissen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin. — Ja, ja, ich kenne Deinen Eifer, ich weiß auch, daß ich auf Deine Verschwiegenheit rechnen darf, und deßhalb habe ich Dich aufgesucht. Höre, Du mußt klug zu Werke gehen: ich habe ein junges, reizendes Mädchen mit mir nach Paris gebracht. — O gut! daran erkenne ich Sie, mein Herr! — Du wirst wohl einsehen, daß mein Vater nichts von diesem Abenteuer erfahren darf! — Versteht sich, Herr Albert. — Ich hatte meiner jungen Freundin ein hübsches kleines Logis gemiethet, welches ich zum Voraus möbliren ließ: es ist in einem sehr entlegenen Quartier, in der

Straße Grenelle-Saint-Germain; ich hoffe, meinem Vater in jener Gegend nie zu begegnen. Aber umgekehrt, der Zufall fügt es, daß einer der besten Freunde meines Vaters, der während meiner Abwesenheit seine Wohnung gewechselt hat, gerade gegenüber von dem Haus, wo meine Geliebte wohnt, eingezogen ist. — Ei, der Teufel, das geht nicht an, man muß ein anderes Logis nehmen. — Allerdings, gestern habe ich das erfahren und bereits eine köstliche kleine Wohnung in der Straße Grange-aux-belles, neben dem Kanal, gemiethet. O! dieß Mal bin ich sicher, meinem Vater nicht zu begegnen! Es handelt sich jetzt nur noch darum, die Möbeln aus der Straße Grenelle in die Straße Grange-aux-belles zu transportiren. — Das ist das Einfachste von der Welt. — Hier ist Geld, nimm es und verschaffe Dir unverzüglich einen Wagen und was Du sonst bedarfst, hier sind auch die Adressen. Du fragst nach der Wohnung der Madame Albert, unter diesem Namen kennt man mein junges Liebchen. Das Logis ist nicht groß, es besteht nur aus zwei Zimmern und einem Kabinetchen, Du wirst die Sache bald im Reinen haben... Sag' einmal, wie lange brauchst Du dazu, jetzt ist es halb zehn Uhr. — Wohlan, mein Herr, um zwei Uhr soll die Wohnung in der Straße Grange-aux-belles vollständig in Ordnung und eingeräumt sein. — Um zwei Uhr, gut! Du bist ein prächtiger Bursche. Ich will unterdessen mit meiner Freundin zum Frühstück gehen, damit sie nicht von dem langweiligen Ausziehen belästigt wird, und um zwei Uhr führe

ich sie in ihr neues Logis, wo Du uns erwarten wirst; spare doch das Geld nicht!"

Albert entfernt sich schleunig und Sanscravate stellt sein Reff auf die Seite. „So lasse ich mir es gefallen, jetzt gibt es wieder etwas zu verdienen, meine gute Kundschaft ist wieder gekommen! Wie wohl habe ich daran gethan, nicht mit Johann Ficelle zu gehen, dann hätte ich dieses Geld schon nicht verdient; und der Paul hat mir auch gesagt, ich solle Herrn Albert nicht trauen und mich vor seinen Commissionen in Acht nehmen. Ach, der Verräther! ihm hätte ich nicht trauen sollen: er ist bei Bastringuetten, sie verpflegt ihn, Johann Ficelle hat Recht, wie es scheint, sie muß ihn sehr lieb haben... von einem Freunde verrathen zu werden! Doch fort mit solchen Gedanken! schnell an mein Geschäft, ich habe keine Zeit zu verlieren."

Sanscravate verschafft sich einen Wagen und ein Pferd, begibt sich in die Grenelle-Straße und fragt nach dem Logis der Madame Albert. Der Portier, den der junge Vermoncey zum Voraus unterrichtet und bezahlt hatte, beeilte sich, Sanscravate hinaufzuführen, und bot sich an, ihm beim Heruntertragen der Mobilien behülflich zu sein.

„Ich schlage es nicht ab," entgegnet der Commissionär, „denn ich habe Niemand als den Fuhrmann bei mir und der muß unten bei den Pferden bleiben; ich verließ mich gleich auf Sie, um so mehr, als ich Ihnen ein gutes Trinkgeld geben werde. — Ich bin schon hinlänglich belohnt," sagt der Portier.

„O, das ist ein freigebiger Herr, es thut mir sehr leid, daß er auszieht, denn ich verliere manchen Vortheil; außerdem hat das junge Frauchen keine Bedienung bei sich, mein Weib mußte ihr ihre Geschäfte besorgen, sie ist fremd in Paris und unbekannt, meine Alte hätte ihr als Führerin dienen können, sie kommt ja überall herum wie ein Fiaker! — Ist die kleine Dame hübsch? — Sehr schön, und sieht dabei so unschuldig, so naiv aus: man merkt wohl, daß sie weit her kommt. — O, Herr Albert hat einen guten Geschmack, lassen Sie uns aber jetzt schnell hinauf und an die Arbeit gehen."

Der Portier führt Sanscravate in eine kleine Wohnung hinauf, welche mit eben so viel Koketterie als Eleganz neu und geschmackvoll möblirt ist; man sieht, daß nichts vergessen wurde, diesen Aufenthalt reizend zu machen, und daß ein reicher und freigebiger Liebhaber dafür gesorgt haben mußte.

„Potz Henker!" ruft Sanscravate, nachdem er die Einrichtung bewundert hat, aus, „der Herr Albert ist ein rechter Mann, wir müssen uns aber auch zusammennehmen, daß nichts zerbrochen und beschädigt wird, ich bin für Alles verantwortlich."

Der Commissionär geht mit einer Flinkigkeit und einer Gewandtheit an's Geschäft, worüber der Portier erstaunt: in zwei Stunden sind alle Möbeln heruntergeschafft und sorgfältig auf den Wagen gepackt; dann gibt Sanscravate dem Portier noch ein Trinkgeld und fährt mit seinem Wagen in die Straße Grange-aux-belles.

Sanscravate langt vor der neuen Wohnung an, deren Adresse man ihm gegeben hat: hier ist der Portier eben so höflich und dienstfertig als der in der Grenelle-Straße, weil Albert dasselbe Mittel angewendet hat, den Mann günstig für sich zu stimmen. Um die menschliche Maschine in Bewegung zu setzen, braucht man sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, man darf nur ihre Triebfedern schmieren.

„Wollen Sie mir einen Augenblick helfen, die großen Möbeln hinaufzutragen?“ fragt der Commissionär, „ich bin beauftragt, Ihnen ein gutes Trinkgeld zu geben. — Ich hätte es umsonst gethan, aber ich nehme auch das Trinkgeld an,“ entgegnet der Portier lachend.

Dieser ist auch schon bezahlt worden, denkt Sanscravate, aber er ist nicht so offenherzig als der andere, er gesteht es nicht.

Man geht in das für Madame Albert im zweiten Stockwerke gemiethete Logis hinauf: es besteht aus zwei hübschen Zimmern und zwei Kabineten; es ist alles frisch tapezirt und herausgemacht, es fehlen nur noch die Möbeln.

Der Teufel! denkt Sanscrate bei der Betrachtung des Logis, hier geht die Sache nicht so leicht wie beim Ausziehen, dort habe ich die Möbeln nur wegschaffen dürfen, aber jetzt handelt es sich darum, wie ich das hübsche Mobiliar stellen soll? Wenn ich dort ein Bett hinstelle und man es an einem andern Orte will? hier eine Commode, in die Ecke einen Sopha, und es ist dann nicht recht und nicht bequem! Die

junge Dame hätte eigentlich dabei sein sollen, um mir ihre Befehle zu ertheilen. Doch ich will es einmal nach meinem Sinne ordnen, wenn sie dann kommt, und es ist nicht recht, so stelle ich die Sachen wieder anders.

Der Portier ist mit ihm einverstanden. Man geht an die Arbeit: Sanscravate verdoppelt seinen Eifer und seine Thätigkeit; es liegt ihm Alles daran, Albert zu befriedigen und sein Versprechen zu halten. Es gelingt ihm auch in der That so wohl, daß es noch nicht zwei Uhr geschlagen hat, als bereits alle Möbeln in dem neuen Logis eingeräumt sind.

Dem ermüdeten Commissionär stehen aber auch große Schweißtropfen auf der Stirne, und er fühlt, daß er Ruhe bedarf. „Herr Albert hat mir den Auftrag gegeben, auf ihn zu warten," sagt Sanscravate zu dem Portier, „aber ich glaube, daß ich ihn nicht gerade werde in seinem Logis erwarten müssen; hier nebenan ist ein Weinschank, zu dem will ich gehen, wenn ich den Fuhrmann bezahlt habe; Sie werden dann schon so gefällig sein, mir es gleich zu sagen, wenn sie heimgekommen sind, und mit zwei Sprüngen bin ich wieder da. — Recht gerne," erwiedert der Portier, „stärken Sie sich nur ein Bischen in der Schenke nebenan, ich sage es Ihnen, wenn sie da sind."

Sanscravate bezahlt und entläßt den Fuhrmann; dann geht er in die neben liegende Schenke hinein und läßt sich ein Frühstück auftragen, welches er wohl verdient hat, und mit mehr Vergnügen genießt als alle Extra's mit Johann Ficelle.

Er ist schon lange im Wirthshause und sein Hunger bereits gestillt, als der Portier kommt und zu ihm sagt: „Man ist da, man erwartet Sie, man findet Alles recht, nur eine einzige Commode soll anders gestellt werden. — Hier bin ich," ruft Sanscravate aus, indem er eilig seine Zeche bezahlt und dem Portier folgt.

„Ist Herr Albert auch gekommen?" fragt er nach einer Weile. — Ja, der junge Herr hat die kleine Dame nach Hause begleitet, ist aber sogleich wieder fortgegangen, es schien, als habe er Eile. Die kleine Dame ist jetzt allein zu Hause. — Ach, er ist wieder fort!... der Teufel! nun weiß ich ja nicht, ob er zufrieden ist. — Wenn es nur der Dame recht ist, das ist die Hauptsache, denn das Quartier ist ja für sie. Vielleicht kommt der Herr auch wieder. — Es ist wahr, wenn es der Dame gefällt, ist er gewiß auch zufrieden."

Im Hause angelangt, läßt der Portier Sanscravate allein hinaufgehen, indem er sagt: „Sie kennen ja die Wohnung schon, ich brauche Sie nicht hinauf zu begleiten."

Der Commissionär geht allein hinauf, sieht den Schlüssel an der Thüre stecken, und tritt in das erste Zimmer hinein, findet aber Niemand in demselben.

So viel es scheint, ist die Dame im hintern Zimmer, denkt Sanscravate, ich könnte sie vielleicht stören, da ich aber eine Commode anders stellen soll, muß sie mich doch erwarten.

Nun fängt der Commissionär an zu husten, um bemerklich zu machen, daß er da ist; als er aber sieht, daß Niemand darauf achtet, entschließt er sich, in's Nebenzimmer hineinzugehen.

Hier erblickt er ein Frauenzimmer, welches ihm den Rücken zukehrt, weil es zum Fenster hinaussieht.

„Entschuldigen Sie, Madame," beginnt Sanscravate, „ich bin es... der Commissionär, der Ihren Auszug besorgt hat."

Das junge Frauenzimmer wendet sich um: sie hat ein etwas blasses Angesicht, in dem aber ein rührender Ausdruck von Sanftmuth und Einfachheit liegt. Ihre Züge sind so anmuthig und ihre blauen Augen so rein wie der Azur des Himmels und von langen schwarzen Wimpern beschattet, ihr Näschen ist im höchsten Grade regelmäßig geformt, ihr Mund klein und ihre weißen Zähne ohne Tadel; in ihrem ganzen Wesen liegt endlich ein unbeschreiblicher Reiz, etwas Naives, Hinreißendes in ihrer Physiognomie, etwas, welches andeutet, daß ihr Lüge und Falschheit noch unbekannt sind.

Sanscravate betrachtet das junge Mädchen und bleibt starr und unbeweglich stehen. Er wagt es nicht, seinen Augen zu trauen; endlich tritt er einige Schritte vor, hält aber wieder inne, betrachtet sie nochmals und murmelt: „Ach, mein Gott!... ist es möglich! ... ist es ein Traum... ach, nein... ich täusche mich... sie kann es nicht sein!"

Das junge Mädchen, welches aber seinerseits Sanscravate zitternd angeblickt hat und deren Augen

in Thränen schwimmen, eilt dem Commissionär entgegen und wirft sich in seine Arme.

„Mein Bruder! ... Du bist es!“ ruft sie aus. „Guter Gott, willst Du mich nicht mehr erkennen? — Meine Schwester! ... meine Liline!“ schreit Sanscravate, das Mädchen beim Kopf fassend und sie mit Küssen bedeckend, „bist Du es denn wirklich?“

Aber dieser Ausdruck der Wonne dauert nur einen Augenblick. Sanscravate läßt seine Arme herabfallen, entfernt sich von dem jungen Mädchen und fährt mit dem Tone der Verzweiflung fort: „Meine Schwester ... mit Herrn Albert ... hier in Paris! ... Meine Schwester entführt ... entehrt ... verloren also! ... Ach, mein Gott! ... und unser armer Vater!“

Damit sinkt Sanscravate auf einen Stuhl nieder: er kann nicht mehr sprechen, es schwindelt ihm vor den Augen, seine Stirne glüht, der Schmerz vernichtet ihn beinahe, aber das junge Mädchen nähert sich ihm, breitet die Arme nach ihm aus und spricht mit einem bis zur Seele dringenden Tone: „Verzeihe mir, mein Bruder! Ich bitte Dich, verzeihe mir!“

Diese so sanfte Stimme erweicht das Herz des Commissionärs; er hebt seine Schwester auf, zieht sie zu sich her und sagt: „Aber wie ist denn das zugegangen? Laß hören, erzähle mir einmal Alles! ... O verhehle mir nichts, denn ich muß Alles wissen!“

Adeline setzt sich auf den Schoß ihres Bruders und stammelt: „Ja, ich will Dir getreulich erzählen,

wie das zugegangen ist... O, Du weißt wohl, daß ich nie lüge!"

Dann erzählt ihm das junge Mädchen mit derselben Einfachheit und Naivität, die ihrem ganzen Wesen eigen ist, Folgendes: „Du weißt, daß ich das letzte Mal, als Du daheim warst, bereits bei einer reichen Dame war, die mich liebgewonnen hatte und mich wie ihre Tochter behandelte. Mein Vater hatte es zugegeben, weil er hoffte, daß mir die Erziehung, welche ich bei dieser Dame erhalte, eines Tages von Nutzen sein werde. Ich war also in Clermont bei meiner Gönnerin. Dort unterrichtete man mich in allen möglichen Arbeiten, lernte mich lesen und Musik. Aber oft, lieber Bruder, sehnte ich mich nach unserer Hütte zurück, wo ich unabhängig herumlaufen, spielen und mich unterhalten konnte, während ich in dem Salon meiner Beschützerin immer sorgfältig gekleidet und steif erscheinen und auf alle Spiele und Freuden meiner Kindheit Verzicht leisten mußte. Kurz, Stephan, wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, so muß ich Dir gestehen, daß ich oft traurig war und mich manchmal langweilte; aber ich wagte nicht, es zu äußern, aus Furcht, für undankbar gehalten zu werden. Mein größtes Glück war, mich an ein Fenster zu setzen, welches nach der Straße hinausging, denn von dort aus sah man die Umgegend, unser Dorf, unsere Berge, und oft blickte ich seufzend von der Stickerei auf nach jenem Punkte hin, wo unsere Hütte steht. Vor fünf Wochen ungefähr sah ich, während ich mich am Fenster befand,

einen jungen Mann vorbeireiten. Er blickte zu mir hinüber; ich wendete die Augen ab, doch glaubte ich zu bemerken, daß er mich grüßte. Am folgenden Tage kam er wieder vorbei, blickte wieder nach mir herauf, und da ich abermals deutlich sah, daß er mich grüßte, so hielt ich es für schicklich, ihm dafür zu danken. Mehrere Tage ritt der junge Mann auf diese Weise vorüber ... ich war immer am Fenster und schaute nach unserm Dorfe hin ... aber ich sah auch zugleich, wenn der junge Mann vorüberkam. Das Fenster war nicht sehr hoch; er näherte sich mit seinem Rosse und sprach einige Worte mit mir. Am ersten Tage schenkte ich ihm kein Gehör; am folgenden antwortete ich ihm jedoch darauf. Endlich ... ich weiß selbst nicht, wie es ging ... sagte mir Herr Albert ... denn er war der Reiter ... daß er mich liebe, und ich gestand ihm, daß ich ihn wieder liebe. Ach, Bruder, wenn Du wüßtest, wie glücklich er war, als er dieß von mir erfuhr: er behauptete, er könne nicht ohne mich leben, und ich forderte ihn auf, zu meinem Vater in unser Dorf zu gehen und ihn um die Erlaubniß zur Heirath zu bitten. Tags darauf kam er mit sehr betrübter Miene wieder und sagte mir, er habe meinen Vater gesehen, dieser habe aber nicht in unsere Heirath gewilligt. Hierauf machte ich ihm den Vorschlag, bei meiner Beschützerin anzuhalten, aber er entgegnete mir, daß diese Dame andere Absichten mit mir vorhabe; er wisse, daß sie mich an einen alten, sehr reichen Herrn verheirathen wolle, den sie stündlich in Clermont er-

warte. Dann fing ich an zu weinen und Albert sprach zu mir: Es gibt nur ein Mittel, wodurch wir unsere Trennung verhüten können: Sie müssen sich entschließen, mir nach Paris zu folgen; dort heirathen wir uns schnell und unsere Eltern müssen uns hernach verzeihen. Ich wollte anfänglich nicht; aber er drang so heftig in mich, schwor mir, ich werde dort seine Gattin, daß ich zuletzt nachgab. Er sagte zu mir: ich führe Sie nach Paris, und wenn wir getraut sind, so schreibe ich an Ihren Vater, daß er zu uns kommt. Dann habe ich an Dich gedacht und erwiedert: Ich habe auch einen Bruder in Paris, er heißt Stephan und ist ein recht wackerer Junge... aber ich will nicht lügen... ich habe ihm nicht gesagt, daß Du Commissionär seiest, denn bei meiner Gönnerin schienen sie Leute von diesem Stande gering zu schätzen... ich sagte also nur, Du suchest Dein Glück zu machen, ich wisse aber nicht, auf welche Weise, und Albert erwiederte mir hierauf: Wir wollen Deinen Bruder aufsuchen, ich will ihn auch lieben. Kurz, ich ließ mich am Ende zu Allem bewegen und entführen... ich habe Albert nichts versagt... O vergib mir, Stephan, es ist freilich sehr Unrecht... aber Albert ist ein rechtschaffener Mann, er wird mich heirathen, denn er hat es mir versprochen; ich werde seine Gattin und dann wird mir mein Vater auch verzeihen, nicht wahr?"

Sanscravate hat mit dumpfem Schweigen die Erzählung seiner Schwester angehört. Als sie zu sprechen aufgehört hat, bleibt er eine Weile in sei-

nen Schmerz versunken und starrt sie an, als ob er noch mehr von ihr hören wollte; dann stößt er das junge Mädchen plötzlich zurück, steht heftig auf und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er schreit: „So betragen sich also die schönen jungen Herren, deren Commissionäre wir sind! Ach, das habe' ich verdient!... Ja, seit einiger Zeit führe ich mich auch schlecht auf... ich werde auch ein liederlicher Mensch... ich lasse mich zum Spielen und Trinken verleiten und vergesse meine Heimath, meinen Vater, meine Familie... und jetzt!... und dieser gute, freigebige Kunde, der mich eben wieder bezahlt hat, damit ich meine Schwester verbergen helfe, die er entführt und entehrt hat!... Ach, barmherziger Gott, meine Hände jucken mich! — Ach, mein Bruder, sei nicht so böse! Albert weiß vielleicht nicht, daß Du mein Bruder bist... — Allerdings weiß er es nicht, sonst wäre er sicher nicht zu mir gekommen; auch hast Du ihm gesagt, ich heiße Stephan und hier heißt man mich Sanscravate. Allein der Himmel hat es gefügt, daß ich Dich treffen mußte; denn siehst Du, Liline, ich bin da, und Dein Verführer muß sein Vergehen gut machen... oder... er soll von meiner Hand sterben!... — O, mein Freund, hege keine so abscheuliche Gedanken! warum sollte mich denn Albert betrügen!... Da er mir einmal versprochen hat, ich werde seine Gattin, so wird er es gewiß auch halten! — Du seine Gattin!... Armes Mädchen, geh'!... Trotz der vielen Dinge, die man Dich in Clermont gelehrt hat, bist Du noch

sehr unwissend! Du weißt nicht, daß die vornehmen jungen Herren der Hauptstadt sich ein Vergnügen daraus machen und einen Ruhm darin suchen, junge Mädchen zu bethören, die schwach genug sind, ihnen Gehör zu schenken... daß sie drei bis vier Liebschaften zugleich unterhalten und in alle hübsche Gesichter verliebt sind, die ihnen begegnen... — O mein Gott, Bruder!... glaubst Du, daß Albert so ist? — Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin es überzeugt!... Habe ich nicht hundert Mal seinem Leichtsinn gedient, seine Liebesbriefe ausgetragen und seine Rendezvous bestellt?... Ha, tausend Donnerwetter! ... und ich konnte darüber lachen und sagen, er habe Recht, sich Vergnügen zu machen... Recht, arme junge Mädchen zu verführen, die seine Treulosigkeit oft zur Verzweiflung brachte... Recht, sich über die Qual Anderer zu freuen!... Ach, ich war ein herzloser Mensch, und statt ihm gefällig an die Hand zu gehen, hätte ich zu ihm sagen sollen: Herr Albert, Sie handeln unrecht... ich will Ihren Schlechtigkeiten nicht dienen! Aber so geht es: wenn man uns nicht schadet, ist es uns gleichgültig, dann meinen wir, es habe nichts zu bedeuten und lachen oft über den Betrug, den man an Andern verübt hat! Ach, meine arme Liline, warum hat Dich unser Vater der Dame nach Clermont mitgegeben! Warum hat er Dich nicht daheim in unserer Hütte behalten!... Auch mich hätte er nicht nach Paris lassen sollen!... Ach, man sollte seine Kinder nie von sich lassen!... Sind sie nicht weit besser bei ihren Eltern versorgt

als bei fremden Leuten... Mein Gott, Du weinst jetzt!... Komm, küsse mich... weine nicht mehr... tröste Dich!"

Die schöne Auvergnatin vergoß schmerzliche Thränen, denn ihr Bruder hatte ihr Herz zerrissen, indem er behauptete, ihr Geliebter sei ein Betrüger; indessen konnte sie noch nicht ganz glauben, daß Albert seine Versprechungen nicht halten werde und flüsterte: „O mein Bruder, ich weiß gewiß, daß er mich liebt... er wiederholt mir es den ganzen Tag! Warum hätte mich denn Albert nach Paris mitgenommen, wenn er mich nicht lieben würde? — Ja, er liebt Dich hinlänglich, um aus Dir seine Maitresse zu machen... aber seine Frau! das ist etwas Anderes. Bedenke doch, daß wir nur arme Leute sind, daß ich nur ein Commissionär bin, während er dagegen ein vornehmer Herr und reich ist... er will keinen Schwager von meiner Art. Du weißt ja, daß Du selbst, da Du Erziehung und Bildung genossen, nicht gewagt hast, ihm zu sagen: Du seiest die Schwester eines Commissionärs... — Ach, mein Bruder, verzeihe mir!"

Damit wirft sich das junge Mädchen wieder in Sanscravate's Arme, birgt ihren Kopf an seiner Brust, stößt tiefe Seufzer aus und murmelt: „Nein, nein, er betrügt mich nicht!"

Sanscravate macht sich aus den Armen seiner Schwester los, wischt sich mit der Hand die Thränen aus den Augen und ruft aus: „Wohlan, es handelt sich jetzt nicht darum, wie Kinder zu weinen... das

führt uns zu nichts... Hier müssen Schritte geschehen und ein Entschluß gefaßt werden... O, ich bin bereits entschlossen...— Was willst Du thun, mein Bruder? — Ich will sogleich zu Alberts Vater hingehen; denn siehst Du, das ist das einzige Mittel. Der Sohn könnte sagen: Ich bin nicht mein eigener Herr... ich darf nicht... ich muß warten. Solche Antworten genügen mir jedoch nicht! Bei dem Vater wissen wir doch wenigstens gleich, wie wir daran sind. Außerdem behauptet man, Herr Vermoncey sei ein rechtschaffener Mann; Dein Jammer und Deine Lage werden ihn daher nicht unempfindlich lassen... er wird nicht verlangen, daß arme Leute durch seinen Sohn entehrt sein sollen... er wird uns nicht verachten, weil wir kein Vermögen haben, und ich werde, obgleich ich nur ein Commissionär bin, zu ihm sagen: Mein Herr, wir haben nicht gesucht, Ihren Sohn zu verführen, er hat meine Schwester verführt und sie mit dem Versprechen, sie zu heirathen, aus der Heimath fortgelockt... und wenn er sein Wort nicht hält, ha! dann geht es schlecht... denn ich bin nicht gesonnen, einen solchen Schimpf ruhig zu ertragen! Allein Herr Vermoncey wird mir Gehör geben... er liebt seinen Sohn... er ist ein braver Mann... er wird einwilligen... ich hoffe es wenigstens, denn ich meine, ich habe Worte in meinem Herzen, mit denen ich ihn erweichen werde... nun, Liline, weine nicht mehr, fasse Muth... Du wirst Herrn Alberts Gattin werden! — O ja, mein

Bruder ... ja!... ich bin recht froh, daß Du jetzt auch meiner Ansicht bist!"

Das naive Kind, bei welchem das Lächeln schnell auf die Thränen folgt, hüpft nun heiter an den Hals seines Bruders.

„Du bleibst hier, Liline, und erwartest mich. Du darfst durchaus nicht fortgehen. — Nein, mein Bruder. — Wann kommt Herr Albert wieder? — Heute Abend. — O, ich bin früher zurück als er und hoffe Dir gute Nachrichten zu überbringen. Wenn das nicht der Fall wäre, wenn man meinen Bitten kein Gehör gäbe, dann nehme ich Dich mit mir, Schwester, dann lasse ich Dich keinen Augenblick länger bei Deinem Verführer... ich will schon für uns Beide sorgen. O, es muß jetzt anders werden, siehst Du; ich gehe nun nicht mehr in's Wirthshaus und auch nicht mehr mit Johann Ficelle... ich will fleißig sein und sparen, damit ich eine kleine Summe zusammenbringe, dann gehen wir heim zu unserem Vater und verlassen ihn nicht mehr... Du gehst mit, Liline, nicht wahr? — Ja, mein Bruder!... Aber Albert wird mich heirathen... sein Vater willigt ein... Du hast es ja vorhin selbst gesagt. — Wir wollen es wenigstens hoffen!... Komm, Schwester, küsse mich und flehe den Himmel an, daß er mein Unternehmen segnen möge!"

Das junge Mädchen eilt in die Arme ihres Bruders, der sie einige Zeit an sein Herz drückt und sich Gewalt anthun muß, um sich von ihr zu trennen. Endlich, nachdem Sanscravate seinen ganzen Muth

zusammengerafft und Liline noch einen Kuß gegeben hat, verläßt er sie, um zu Herrn Vermoncey zu gehen.

Einige Tage zuvor war Alberts Vater in der Soirée bei Herrn Grazcernitz mit Madame Baldimer zusammengetroffen, und durch die Erzählung der schönen Amerikanerin so fürchterlich ergriffen worden. Seit jenem Abend hatte sich Herr Vermoncey einer dumpfen Schwermuth hingegeben, sich in sein Gemach zurückgezogen und von Niemand Besuch angenommen, kurz, es schien, als ob ein in der Tiefe seiner Seele schlummernder Gram mit einem Male auf's Neue erwacht wäre und sein ganzes Denken in Anspruch genommen hätte.

Die Rückkehr seines Sohnes hatte zwar Herrn Vermoncey etwas aufgeheitert, aber Albert brachte, von seiner neuen Leidenschaft hingerissen, die meiste Zeit bei dem jungen Mädchen zu, welches er von Clermont mitgebracht hatte. Herr Vermoncey sah ihn somit sehr wenig, entschuldigte ihn aber, weil er glaubte, er ergötze sich nach seiner langen Abwesenheit an den Vergnügungen der Hauptstadt.

Sanscravate geht mit festen Schritten bis zu Herrn Vermoncey's Haus; hier versagt ihm aber der Muth. Er muß sich zusammennehmen, sich an die seiner Schwester gemachten Versprechungen, an seinen Vater und an die Ehre der Familie, für welche er verantwortlich ist, erinnern, um sich in seinem Entschlusse zu bestärken; er zögert nicht länger, tritt hinein, geht an dem Portier vorüber und läutet an Herrn Vermoncey's Zimmer.

„Was wollen Sie?“ fragt der Bediente, als er den Commissionär erblickt, dessen unordentliche Kleidung, ergriffene Miene und glühende Blicke etwas Außerordentliches anzudeuten scheinen. — „Ich will zu Herrn Alberts Vater... zu Herrn Vermoncey. — Was wollen Sie von ihm? — Was ich von ihm will... das geht nur uns an, und ich habe keine Lust, es Ihnen zu sagen. — Hat Ihnen der Herr vielleicht einen Auftrag gegeben und Sie müssen ihm jetzt Antwort bringen? — Der Herr hat mir durchaus keinen Auftrag gegeben; ich komme in meinen eigenen Angelegenheiten zu ihm. — Der Herr hat sich in sein Zimmer eingeschlossen; er läßt Niemand vor sich. — Mich muß er doch vorlassen! — Während der Herr sich täglich weigert, die Besuche seiner Freunde anzunehmen, wird er wahrscheinlich einem Commissionär keinen Vorzug einräumen!“

Sanscravate spuckt in seine Hände, reibt sie ineinander, zeigt dann dem Bedienten seine geballten Fäuste und spricht: „Siehst Du hier? Wenn Du mich nicht augenblicklich meldest, so schlage ich Dir die Nase entzwei, daß Dir zeitlebens das Schnäuzen erspart ist!“

Man sieht Sanscravate an, daß er entschlossen ist, seine Drohung auszuführen; der Bediente hält es daher nicht für klug, längern Widerstand zu leisten, er geht zu seinem Herrn und sagt: „Draußen ist ein sehr anmaßender, sehr unverschämter Commissionär, der Sie durchaus sprechen will... Soll ich ihm nicht die Thüre weisen?“

Herr Vermoncey vermuthet, der Mann könne ihm vielleicht Nachrichten von Paul bringen, für den er eine Stelle ausfindig gemacht und ihn vergeblich an seinem Platze gesucht hatte; er entgegnet also seinem Diener: „Laß den Commissionär nur hereinkommen!“

Diese Antwort ärgert den Bedienten fürchterlich; er geht wieder zu Sanscravate hinaus und sagt mißmuthig zu ihm: „Treten Sie ein... der Herr will Sie vorlassen... Die Herrschaften haben doch erstaunliche Capricen!“

Ein leichter Schauer überfällt Sanscravate; er schwankt aber nicht länger, geht in das Zimmer hinein und befindet sich vor Herrn Vermoncey.

Alberts Vater sitzt an dem Kamin; er kehrt sich um und betrachtet Sanscravate, der, nachdem er eingetreten, an der Thüre stehen geblieben ist und nicht weiter vorzudringen wagt.

„Nun,“ sagt er, „sprechen Sie, was wollen Sie von mir?“

Sanscravate fühlt seine Kehle vertrocknet und keinen Speichel mehr im Munde. Mehrere Minuten vergehen, ehe er ein Wort auszusprechen vermag, endlich stammelt er: „Mein Herr, ich... ich komme ... wegen Ihres ... Herrn Sohnes ... — Wegen meines Sohnes!“ ruft Herr Vermoncey aus, der sich an das erste Mal erinnert, als Paul ihn zu sprechen verlangte, und befürchtet, es sei vielleicht wieder von einem Duell die Rede; „was ist meinem Sohne geschehen... ist er in Gefahr... sprechen Sie doch! — Nein, Herr Vermoncey, er ist nicht in Gefahr...

und wenn ich sage, ich komme seinetwegen, so soll das nur heißen, ich komme aus eigenem Antrieb... ich will nur... ich... Sackerment!... entschuldigen Sie mich... ich bin so sehr ergriffen... zwar nicht von Furcht... aber ich weiß selbst nicht, welchen Eindruck es auf mich gemacht hat... Warten Sie, mein Herr, jetzt sammle ich mich wieder; warum sollte ich auch nicht offen mit Ihnen sprechen dürfen... Sie sind ja ein rechtschaffener Mann... ich bin ein Dummkopf, daß ich zittere... nun ist es vorbei!"

Herr Vermoncey sieht Sanscravate theilnehmend an, er wartet neugierig auf dessen Erklärung; der Commissionär fährt jetzt mit Festigkeit fort: „Ich heiße Stephan Renaud. Ich bin aus der Auvergne ... habe mich in Paris als Commissionär niedergelassen... hier heißen sie mich zwar Sanscravate, das ist aber nur ein kleiner Spitzname, der nichts auf sich hat und den ich auch nicht übel nehme... mein Platz ist gewöhnlich vorn an der Helderstraße, neben dem Boulevard. — Ich erinnere mich jetzt, Sie dort gesehen zu haben. Sie haben einen jungen Mann, Namens Paul, zum Kameraden... bringen Sie mir Nachricht von ihm?"

Sanscravate verzerrt bei Pauls Namen das Gesicht und versetzt: „Nein, mein Herr, nein, von diesem ist jetzt nicht die Rede. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich in der Auvergne eine hübsche Schwester zurückgelassen habe, die jetzt siebzehn Jahre alt ist, und welche eine Dame von Clermont lieb gewonnen und zu sich genommen hat, um sie erziehen zu lassen

wie ein Fräulein. Meine Schwester ist rechtschaffen, sehen Sie, mein Herr... sie war es wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo der Teufel einen jungen Mann aus Paris in jene Gegend schickte... er sah meine Liline, fand sie schön... ach, es wäre auch eine Kunst, sie nicht liebenswürdig zu finden... sie hat das hübscheste Gesichtchen in der ganzen Auvergne und dazu Manieren, daß man schwören würde, sie sei eine Prinzessin... Doch, mein Herr, ich will es kurz machen. Dieser junge Mann, der unglücklicher Weise auch hübsch ist und allen Weibern gefällt, hat meine Schwester verführt. Die arme Kleine! Sie glaubte so leicht an die Liebe, als man an den Frühling glaubt, wenn man die ersten Schwalben sieht. Er hat ihr eine Masse Zeug vorgeschwatzt, um ihr den Kopf zu verrücken, ihr weiß gemacht, mein Vater habe ihm ihre Hand verweigert... was bestimmt nicht wahr ist, denn mein Vater hat seine Tochter zu gerne, als daß er sie dem Manne versagen würde, den sie liebt. Mit einem Wort, er hat meiner Schwester versprochen und geschworen, er werde sie heirathen, wenn sie mit ihm nach Paris gehe... und meine Schwester hat das Alles blindlings geglaubt, keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Versprechungen gezweifelt und ihm daher am Ende nachgegeben. Sie ist mit ihrem... ihrem Liebhaber... ich kann kein anderes Wort gebrauchen... nun in Paris angekommen... Und der junge Mann, der dieses Alles gethan hat, ist Ihr Sohn, mein Herr, der Herr Albert! — Mein Sohn!" ruft Herr

Vermoncey aus, indem er seine Blicke auf Sans-cravate heftet, als ob er an der Wahrheit des Gehörten zweifelte, „mein Sohn hat das gethan!... O nein, Sie sind im Irrthum... man hat Sie falsch berichtet... — O, mein Herr, es ist nur zu wahr; es kann gar kein Irrthum stattfinden... Ich kenne Herrn Albert schon seit Langem sehr gut, ich bin sein gewöhnlicher Commissionär, und da er immer so freundlich mit mir sprach, so liebte ich ihn, war ihm ergeben... seine Heiterkeit, sein fröhliches Wesen, seine Fehler vielleicht... Alles zog mich auch zu ihm hin! Kurz, ich wäre für ihn durch's Feuer gegangen; er wußte es wohl und suchte mich deßhalb stets, wenn er einen schwierigen Auftrag zu besorgen hatte. Seit mehr als zwei Monaten hatte ich ihn nicht gesehen, und ich vermuthete, daß er verreist sei, als er mich diesen Morgen gegen halb zehn Uhr an meinem Platze aufsuchte. — Heute Morgen? — Ja, mein Herr. O, die Geschichte ist nicht alt. Sanscravate, sagte er zu mir, ich habe ein junges, reizendes Mädchen mit mir nach Paris gebracht, mein Vater darf es aber nicht wissen. Ich habe ihr in einer ganz entgegengesetzten Gegend, in der Straße Grenelle-Saint-Germain, ein Logis gemiethet, ich erfuhr aber so eben, daß einer der intimsten Freunde meines Vaters jetzt auch dort wohnt... — In der That... Herr Delmas... weiter... — Da ich nun keinen Bekannten begegnen will, wenn ich zu meiner jungen Freundin gehe, so habe ich ihr eine andere Wohnung in der Straße Grange-aux-belles neben

dem Kanal gemiethet... Hierauf beauftragte er mich, schnell die Möbel aus der Grenelle-Straße in das neue Quartier zu schaffen und ihn dort zu erwarten, wo er mit seiner Dame hinkommen wolle. Ich mache mich natürlich dazu anheischig, und thue, was er mir befohlen hat. Ich war vor zwei Uhr fertig geworden und ging in's Wirthshaus, um mich ein wenig zu erfrischen, denn ich war todtmüde; man kam aber bald und sagte mir, die junge Dame sei jetzt zu Hause, der junge Herr sei jedoch gleich, nachdem er sie zurückbegleitet gehabt habe, wieder fortgegangen. Ich begebe mich also zu der Dame hinauf, um zu hören, ob sie mit der Anordnung ihres Mobiliars zufrieden sei... Stellen Sie sich aber vor, was ich empfand, als ich in dem jungen Mädchen, welches Herr Albert entführt hat, meine Schwester, meine kleine Liline erkannte. Sie weinte, wie sie mich erblickte, bat mich um Verzeihung, erzählte mir, wie sich Alles zugetragen habe, so wie ich es Ihnen erzählte, und bat mich flehentlich, nicht böse zu sein, weil sie bestimmt wisse, daß ihr Liebhaber sein Versprechen halten und sie heirathen werde. — Mein Sohn hat das gethan... ein rechtschaffenes Mädchen entführt und um seinen guten Namen gebracht!... Ach, das ist sehr unrecht... das ist..."

Herr Vermoncey vollendet nicht, er birgt sein Gesicht in seinen Händen.

„Ich bin nur ein armer Commissionär, ohne Erziehung, Herr Vermoncey, aber ich habe Ehrgefühl im Leibe und halte um so mehr darauf, als ich sonst

nichts habe. Zuerst habe ich mit meiner Schwester geweint, ihr Herz gebrochen, indem ich behauptete, ihr Verführer sei vielleicht nur ein Leichtsinniger, der sie bloß betrügen wolle, wie tausend Andere; allein sie scheint so durchdrungen von seiner Liebe und sie ist so hübsch, meine Liline! Warum sollte sie Herr Albert nicht wahrhaft lieben? Dieser Gedanke hat mir Muth eingeflößt; ich habe meine Schwester getröstet und mich unverzüglich entschlossen, zu Ihnen zu gehen und Ihnen dieses mitzutheilen, denn Sie sind der Vater des jungen Mannes, und ohne Ihre Zustimmung kann nichts geschehen. Ich habe mir gedacht, mein Herr, daß Sie die armen Leute, welche Ihr Sohn in's Verderben stürzen kann, anhören werden, denn nur von Ihnen hängt es ab, dieselben überglücklich zu machen."

Sanscravate schweigt, er ist aber zufrieden mit sich. Die Lage seiner Schwester hatte ihm auch in der That beinahe Beredtsamkeit verliehen, denn man ist immer im Stande, zu rühren, und findet jederzeit Worte, die zum Herzen dringen, wenn sie von Herzen kommen.

Herr Vermoncey gibt keine Antwort; er scheint in Nachsinnen vertieft. Der Commissionär harrt ängstlich auf den Ausspruch, der über das Schicksal seiner Schwester entscheiden soll, er wagt es aber nicht, seine Neugierde durch etwas Anderes als durch Blicke kundzugeben.

Endlich steht Herr Vermoncey auf, geht auf Sanscravate zu, legt seine Hand auf dessen Schulter

und sagt zu ihm: „Wir wollen sehen, mein Freund, den Fehler des jungen Mannes, der die ernsten Folgen desselben nicht in's Auge gefaßt hat, wieder gut zu machen. Ich bin reich, ich will für die Zukunft Ihrer Schwester und der Ihrigen sorgen... meine Wohlthaten sollen sich über die ganze Familie erstrecken... Ihr Vater soll in seinen alten Tagen alle Annehmlichkeiten des Lebens genießen, und... — Was! was!" schreit Sanscravate, zurückweichend und Herrn Vermoncey in's Gesicht schauend, „wo wollen Sie hinaus mit diesen Worten!... Wir verlangen keine Thaler von Ihnen, sondern Ihr Sohn soll uns die Ehre wiederherstellen, die er uns geraubt hat. Mit einem Wort, Herr Vermoncey, denn ich mache keine sechsunddreißig Umwege, ich bin bloß gekommen, um von Ihnen die Einwilligung zur Heirath Herrn Alberts mit meiner Schwester zu verlangen. — Mein Sohn Ihre Schwester heirathen!" entgegnet Herr Vermoncey mit einem Achselzucken. „Gehen Sie doch, mein Freund; daran können Sie nicht denken... eine solche Verbindung ist unmöglich!... Es gibt in der Welt Rücksichten und Verhältnisse, die man respectiren muß... Kurz, mein Sohn kann nicht mit einem Commissionär in Verwandtschaft treten!... — Warum hat er dann meine Schwester entehren können!" schreit Sanscravate mit brüllender Stimme und zornglühendem Blicke. — Still, mein Freund, um Gotteswillen nicht so laut!" entgegnet Herr Vermoncey, erstaunt über den Ton, den der Commissionär annimmt.

Aber Sanscravate gibt ihm kein Gehör: er ist nicht mehr der schüchterne Mann, der es nur mit Zittern wagt, bei einem vornehmen Herrn einzutreten und ihn stammelnd anredet; jetzt steht er als Bruder da, der Gerechtigkeit für seine Schwester verlangt, und fest entschlossen ist, sie zu erhalten.

„Herr Vermoncey," sagt Sanscravate, „ich bin kein leerer Schwätzer, dessen Worte keine Kraft haben, ich sage Ihnen, was geschieht. Entweder Ihr Sohn heirathet meine Schwester, verstehen Sie, oder ich tödte ihn ... wenn er nämlich mich nicht tödtet ... Da ich aber glaube, daß es eine Gerechtigkeit hier oben gibt und ich der Beleidigte bin, so darf ich voraussetzen, daß er durch mich fallen wird."

Herr Vermoncey sinkt auf einen Lehnstuhl nieder und ruft aus: „Meinen Sohn ... meinen Albert tödten! ... das einzige Kind, welches mich noch an's Leben fesselt ... Wollen Sie denn auch meinen Tod! — Dann willigen Sie in die Heirath mit meiner Schwester ... glauben Sie ja nicht, daß Sie über diese Verbindung erröthen müssen. Die Verwandtschaft braver Leute, welche nie Jemand ein Unrecht zugefügt haben, ist keine Schande! Schämen muß man sich dagegen, wenn man eine Familie in's Verderben und in Verzweiflung bringt, ein junges Mädchen verführt, um es nachher, wenn es vielleicht ein Pfand seiner Schwachheit unter dem Herzen trägt, wieder zu verlassen ... und wenn das der Fall wäre ... mein Herr ... was würde aus diesem Kinde ... es hätte also keinen Vater ... es ..."

Herr Vermoncey erhebt sich lebhaft, eilt auf Sanscravate zu, nimmt ihn bei der Hand und sagt: „Sie haben Recht, mein Freund, ich muß mich ergeben ... Ja, ich willige darein, daß mein Sohn Ihre Schwester heirathet. — Wäre es möglich!“ ruft Sanscravate mit einem Freudensprunge aus, „Sie willigen darein ... Sie geben es zu ... — Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, nur müssen Sie Ihrem Stande entsagen ... ich will Ihnen eine anständigere Stelle verschaffen. — O! ich füge mich in Alles, was Sie wollen, mein Herr, ich trete in Ihre Dienste ... ich hüte den Hühnerhof ... und lasse mich nirgends mehr sehen, wenn Sie es wünschen ... — Seien Sie beruhigt, mein Freund, ich werde dafür sorgen, daß Alle zufrieden sein werden. Gehen Sie, holen Sie Ihre Schwester ... ich will sie aufnehmen wie meine eigene Tochter, und ich wünsche, daß diese Heirath so bald als möglich vollzogen werde. — O! das ist zu viel Glück! ... zu viel Freude! ... Ach! ich wußte wohl, daß Sie ein braver Mann sind ... Ich werde Sie lieben wie meinen Vater ... wie wird meine arme Schwester, meine Liline, so vergnügt sein! ... O! ich werde fast närrisch vor Freude!“

Sanscravate hüpft im Zimmer umher, wirft die Möbeln um, lacht und singt; Herr Vermoncey bittet ihn, seine Freude zu mäßigen und erinnert ihn daran, daß ihn seine Schwester erwartet. — O! ja, ja, Sie haben Recht, meine Schwester erwartet mich,“ entgegnet der Commissionär; „und ich eile nicht zu

ihr, ihr diese frohe Nachricht zu verkünden... wie dumm bin ich doch... der arme Herr Albert wird ohne Zweifel bei ihr sein! Ich fliege, den jungen Leutchen mitzutheilen, wie gütig Sie sind... und führe sie in Ihre Arme zurück... O! ich will schnell laufen, ich stehe Ihnen dafür!"

Sanscravate befindet sich in einem Augenblick auf der Straße und rennt, ohne anzuhalten, bis an das Haus, wo er seine Schwester zurückgelassen hat. Er langt schweißtriefend in der Straße Grange-aux-belles an. Er geht in's Haus hinein und ist bereits auf der Treppe, als ihm der Portier zuruft: „Ei! Kamerad, wohin so eilig? — Potz Kukuk!... zu meiner Schwester... die kleine, hübsche Dame, deren Auszug ich besorgt habe, ist meine Schwester... — Ich weiß nicht, ob es Ihre Schwester ist, aber Sie treffen Sie nicht an... — Wie! ist sie allein ausgegangen? — Nein, mit dem jungen Herrn, der sie gebracht hat und der bald, nachdem Sie fort waren, gekommen ist. — Wohlan! Sie werden heimkommen. Wissen Sie nicht, wo sie hingegangen sind? — Nein ... und ich glaube nicht, daß sie sobald wieder heimkehren werden. Der Herr hat einen Wagen holen lassen, auf den man die Effekten der Dame gepackt hat. Dann hat er mir die Schlüssel zum Logis gegeben und gesagt: Machen Sie bisweilen die Fenster auf, damit die Zimmer ausgelüftet werden... dann ist er mit der kleinen Dame in den Wagen gestiegen, hat sich neben sie gesetzt, und jetzt Adieu... Ich glaube bestimmt, sie haben die Stadt verlassen. —

Abgereist!... sie wären abgereist!" ruft Sanscravate aus. „Mein Gott! Herr Albert wird geglaubt haben, sein Vater verzeihe ihm nicht!... man wolle ihn von Liline trennen... Ach! welches Unglück!... O! Sie werden hoffentlich schreiben... hat meine Schwester nichts an mich hinterlassen? — Nichts... ich habe nur gesehen, daß sie weinte, während sie einstieg. — Sie weinte... arme Schwester... wenn sie auf mich gewartet hätten, wären sie so glücklich gewesen."

Sanscravate ist trostlos; da er aber nichts von dem Portier erfahren kann, kehrt er zu Herrn Vermoncey zurück und theilt ihm die plötzliche Abreise der beiden Liebenden mit.

Dieser Vorfall betrübt Alberts Vater sehr; er schickt augenblicklich zu seinem Sohne, um zu erfahren, ob er nicht einige Worte an ihn zurückgelassen habe. Der Bediente bringt ihm ein kleines Billet, welches, wie es scheint, in aller Eile von Albert geschrieben wurde und folgende Worte enthält: „Entschuldigen Sie mich, mein Vater, ich sehe mich genöthigt, mich abermals von hier zu entfernen, ohne Ihnen Lebewohl sagen zu können. Seien Sie jedoch ganz unbesorgt, denn ich werde Ihnen oft Nachricht von mir geben und hoffe Sie in Kurzem wieder zu sehen."

„Und er sagt nicht, wo er hingeht!" murmelt Sanscravate. „Wie schade!... dann hätte man ihm gleich schreiben können, er dürfe zurückkommen, es sei Alles verziehen. — Vielleicht theilt er mir in seinem nächsten Briefe seinen Aufenthaltsort mit,"

entgegnet Herr Vermoncey, „dann schreibe ich ihm umgehend, oder wir holen sie Beide miteinander ab. — Ach! ja... ja... wir wollen sie abholen, das ist ein guter Gedanke... bis dorthin müssen wir eben Geduld haben... Sie erlauben mir doch, Herr Vermoncey, bisweilen zu kommen, um mich nach Nachrichten von Ihrem Sohne zu erkundigen. — So oft Sie wollen, mein Freund, Sie sind jetzt kein Fremder mehr für mich. Hier, Stephan... nehmen Sie diese Börse, geben Sie ihr Gewerbe auf, von nun an haben Sie es nicht mehr nöthig, auf diese Weise Ihr Brod zu verdienen."

Sanscravate weist das Geld, welches ihm Herr Vermoncey reichen will, zurück, und entgegnet mit traurigem Tone: „Nein, mein Herr, nein... noch nicht... gestatten Sie mir, so lange, bis meine Schwester die Gattin Ihres Sohnes ist, zu bleiben, was ich war."

Die dringenden Bitten Herrn Vermoncey's bringen Sanscravate nicht von seinem Entschlusse ab, und er entfernt sich mit den Worten: „Wir wollen hoffen, daß sie zurückkommen... oder daß wir bald ihren Zufluchtsort ausfindig gemacht haben werden."

Damit kehrt der Commissionär ganz träumerisch und nachdenklich auf seinen Platz zurück; er hat weder Lust zu lachen noch zu tanzen, und denkt bei sich: Hat wohl Herr Albert meine Schwester so schnell wieder fortgenommen, weil er erfahren, daß sie ihren Bruder gefunden hat?

Viertes Kapitel.

Die Liebe und die Freundschaft.

Als Paul besinnungslos da lag, weil er sich beim Fallen an einem spitzigen Steine Kopf und Arm verwundet hatte, eilte Bastringuette herbei, und Sanscravate's hastige Entfernung verrieth ihr theilweise, wer den jungen Commissionär in diesen traurigen Zustand gebracht hatte.

„Mein Gott! mein Gott!" ruft das große Mädchen aus, „sie werden sich geschlagen haben ... oder vielmehr Sanscravate wird auf den armen Jungen hineingeprügelt haben... und der ist nicht der Mann, ihm Stand zu halten... das hat Sanscravate wieder aus Eifersucht gethan... weil er mich hat mit Paul sprechen sehen... Ich bin Schuld an diesem Unglück... meine verfluchte Koketterie... der dumme Einfall, etwas Anderes zu wollen... während ich es gut hatte... so geht es aber in der Liebe immer: wenn man es gut hat, langweilt es Einem und man will wechseln; wenn man geplagt ist, bleibt man eher treu."

Mit diesen Worten suchte Bastringuette dem jungen Commissionär Hülfe zu leisten. Alle Umstehenden, welche diese Scene herbeigezogen hatte, sprachen davon, den Verwundeten in den nächsten Spital zu bringen; als jedoch Bastringuette das Wort Spital hört, schreit sie laut: „Warum nicht gar! ich werde wohl den armen Jungen in einen Spital bringen lassen, während ich eine ordentliche Wohnung habe,

um ihn bei mir aufzunehmen. Er wird wahrscheinlich auch ein Logis haben, da er aber jetzt nicht sprechen kann, kann er es uns nicht angeben. Außerdem kann ich ihn bei mir besser verpflegen, und ihm seinen Thee kochen; bei den Junggesellen findet man manchmal nicht einen ordentlichen Hafen, ein Wasser siedend zu machen."

Die Grünshändlerin läßt einen Fiaker kommen: man trägt den Verwundeten hinein, nachdem man seinen Kopf und seinen Arm so gut als möglich verbunden hat. Bastringuette sagt, daß sie in der Märtyrerstraße neben der Barrière wohne, und dort bringen der Kutscher und der Portier Paul in ihr Zimmer und ihr Bett.

Man kann sich wohl vorstellen, daß Bastringuettens Wohnung nicht elegant war. Sie bestand aus einem Zimmer und Kabinet im fünften Stockwerke unter dem Dache. Das große Mädchen hieß dieß scherzweise das Entre-sol der Sperlinge.

Das Mobiliar des Zimmers war sehr bescheiden: eine Bettlade von angestrichenem Holze, eine kirschbaumene Commode, sechs Strohsessel, oder vielmehr sechs Sessel, die wieder frisch mit Stroh hätten aufgepolstert werden sollen, ein kleines Tischchen, ein Spiegel, ein Kohlenkessel und ein Ofen bildeten ungefähr die ganze Einrichtung des Zimmers. In dem Kabinet stand ein Kleiderrechen, an dem aber nie etwas hing. Das Zimmer sah übrigens nicht unangenehm und nicht armselig aus, weil überall eine außerordentliche Reinlichkeit herrschte.

Das Bett war von stets reingewaschenen Zitz-Vor-

hängen umgeben, und am Fenster hingen auch zwei kleine zitzene Vorhängchen, große waren keine da; auf der Commode, auf dem Tischchen und auf dem Fenster standen endlich beinahe immer entweder in Töpfen oder in blauen Vasen Blumen: die Blumen waren Bastringuettens Luxus, und sie hatte mehr als einmal trockenes Brod zum Frühstück gegessen, um im Winter Blumen in ihrem Stübchen zu haben, die sie dann nicht verkaufte.

Nachdem Bastringuette Paul hatte in's Bett bringen lassen, ging sie zu einer ihrer Nachbarinnen und bat sie, einen Arzt herbeizuholen. Das große Mädchen stand mit allen ihren Nachbarinnen gut, denn sie war munter und gescheidt, und man hörte sie gerne in ihrer volksthümlichen Weise erzählen, wie die Herren mit ihr sprechen und ihr Artigkeiten sagen, während sie ihr Blumen abkaufen.

Als man erfuhr, daß die Veilchenhändlerin einen jungen blessirten Mann bei sich habe, boten alle Nachbarinnen ihre Dienste an: die eine holte einen Arzt, die andere einen Apotheker, diese kochte eine Arznei, jene eine Salbe, so daß Paul, als er die Augen aufschlug, sich von Weibern jedes Alters umringt sah, die alle zu gleicher Zeit sprachen, alle zu seiner Heilung beitragen wollten, ihm Pflaster, Salben, Thee, Cataplasmen und alles Mögliche anboten; jede hatte wenigstens drei Fläschchen in der Hand. Zum Glück für den Verwundeten kam der Arzt und stellte den Frieden unter diesen Damen her, welche sich darum stritten, ihm ihre Arzneimittel anzurathen.

Der Doktor warf vor allen Dingen alle Fläschchen zum Fenster hinaus, entfernte sodann seine neuen Collegen, untersuchte den Verwundeten, fand, daß die Kopfwunde bedeutend, allein doch nicht gefährlich sei, daß der Arm im Fallen verenkt worden war, und daß der Kranke hauptsächlich Pflege und Ruhe bedürfe.

Paul blickte erstaunt um sich. Als der Arzt wieder fort war, sagte Bastringuette zu dem jungen Verwundeten: „Seien Sie jetzt vor allen Dingen ruhig und unbesorgt und lassen Sie sich pflegen, das ist meine Sache, sprechen Sie übrigens ja nichts, der Doktor hat es verboten! Sie sind bei mir... das ist Ihnen vielleicht nicht recht; aber mein Gott! ich wußte nicht, wo Sie wohnen und wollte Sie nicht in den Spital bringen lassen. O! seien Sie ganz getrost... das genirt mich nicht... ich bin mein eigener Herr und schere mich nichts darum, was man sagt! Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, die stets geneigt sind, in Allem Böses zu sehen, und die vielleicht denken, Sie seien mein Liebhaber!... das ist mir aber gleichgültig... Ach! ich läugne es nicht, es gab eine Zeit, wo ich viel darum gegeben hätte, wenn Sie es gewesen wären... ich war in Sie verliebt! die Leidenschaft für Sie kam über mich wie ein Sonnenstich!... und damals wies ich dem armen Sanscravate den Rücken!... Ich habe viel Glück gemacht mit dieser Geschichte... Sie sagten mir gerade heraus, daß Sie eine Andere lieben... und was ich dann weiter von Ihnen hörte und erfuhr... Ach! dann sah ich erst ein, daß Sie durch

ihre Handlungen und ihr Betragen weit über mir stehen. Still! sprechen Sie nicht, der Arzt hat es verboten. Sie erzürnen sich über meine Worte... es ist aus... ich will die Sache nicht mehr berühren... Sie haben mir ja einen Schwur abgenommen, als ich durch Zufall Ihr Geheimniß entdeckte; dieß verbietet mir aber nicht, Ihnen unter uns zu sagen, daß Sie wunderschön handeln... daß Ihnen der Preis der Tugend zuerkannt werden sollte... Sie bewegen die Lippen, Sie wollen sprechen, ich schweige. Schlafen Sie jetzt oder suchen Sie wenigstens zu schlafen: bei Ihrem Erwachen sehen Sie vielleicht eine angenehme Ueberraschung, man kann es nicht wissen!"

Paul murmelt mit schwacher Stimme: „Sie sind zu gut... aber ich genire Sie hier... Sie hätten mich sollen in den... — Schweigen Sie augenblicklich!... ich hätte Sie in den Spital bringen lassen sollen, nicht wahr? Ei! das wäre schön gewesen! während doch ich Schuld an Allem bin... ja, es ist eine Folge meiner Dummheiten!... Wenn ich nicht mit Ihnen geliebäugelt und Ihre Eroberung hätte machen wollen, so würde Sie Sanscravate nicht geschlagen haben!... jetzt verabscheut er mich und er hat Recht; aber Unrecht hat er, Sie zu schlagen, denn Sie sind unschuldig daran. Wohlan, schlafen Sie jetzt, der Arzt hat es befohlen... ich versichere Sie nochmals, Sie geniren mich nicht... ich habe dort im Kabinete noch ein anderes Bett, in dem ich schlafen werde. Ich will jetzt die verordneten Heilmittel holen; ich komme bald wieder."

Bastringuette geht und Paul schließt die Augen, während er den Himmel anfleht, einen Blick der Gnade auf ihn herabzusenden, da sein Dasein auf Erden noch nöthig ist.

Gegen Abend schlägt der junge Commissionär nach mehreren Stunden, die er geschlafen hat, die Augen auf: zwei Köpfe beugen sich über ihn her und erwarten den Augenblick seines Erwachens. Paul stößt einen Schrei des Erstaunens aus, als er Elina sieht. „Ja," sagt Bastringuette, „das ist Mamselle Elina, ihre Geliebte. Ich habe unter dem Hause ihrer Nätherin auf sie gewartet, um ihr zu erzählen, was Ihnen begegnet sei, und ich zweifelte nicht daran, daß sie mich begleiten werde!... Darum sagte ich auch, Sie werden vielleicht ein angenehmes Erwachen haben."

Paul reicht der kleinen Nätherin, die ihn voll Liebe mit thränenden Augen anblickt, die Hand, und sie sagt zu ihm: „Ach! mein Freund!... Sie sind also verwundet!... welches Unglück!... ich bin aber doch recht froh, daß Bastringuette mich davon benachrichtigt hat. Sie hat mir erzählt, wie es gegangen ist... Ein abscheulicher, betrunkener Mensch hat sie gestoßen und umgeworfen... sie ging gerade dort vorbei, sah Sie besinnungslos auf dem Boden liegen und ließ Sie dann in ihr Haus bringen. Es ist ein recht gutes Mädchen, sie hat Sie fast eben so lieb wie ich!... ich wäre so in Sorgen und so betrübt gewesen, wenn ich Sie nicht mehr gesehen hätte! ich hätte wieder geglaubt, Sie lieben mich

nicht mehr, während ich Sie jetzt alle Tage besuchen werde... ja, Herr Paul, alle Tage! Morgens, ehe ich an mein Geschäft gehe, und Abends, ehe ich zur Tante zurückkehre... Was heißt das, Herr Paul... Sie wollen es nicht haben?..."

Paul murmelt: „Wenn es ihre Tante erführe, würden Sie gezankt... ich will nicht, daß Sie sich meinetwegen Unannehmlichkeiten aussetzen... — Das ist ein sonderbarer Mensch!" ruft Bastringuette aus, „man soll ihn lieben, aber nichts für ihn thun!... Ei, mein Gott! die Mamselle steht Morgens etwas früher auf und geht Abends ein wenig später heim, das ist schon der Mühe werth; sie ermüdet sich vielleicht ein Bischen, weil sie schnell hierher laufen muß, aber sie hat dann die Freude, Sie zu sehen, und das thut euch Beiden gut. — Ach ja, mein Freund," versetzt Elina, „lassen Sie mich alle freien Augenblicke bei Ihnen zubringen, lassen Sie mich Bastringuetten beistehen, es wird mich so glücklich machen, Sie wieder genesen zu sehen... und wenn Sie zum ersten Male ausgehen, müssen Sie sich auf mich und auf sie stützen... O! Sie werden sich überzeugen, wie sorgfältig ich Sie auch verpflegen will... ich sehe leichtsinnig aus, aber ich bin es nicht mehr, Sie sollen zufrieden mit mir sein."

Thränen treten dem jungen Verwundeten bei diesen Aeußerungen der Theilnahme für ihn in die Augen, er kann nicht ausdrücken, wie sehr es ihn ergreift, der Gegenstand so zarter und rührender Sorgfalt zu sein, er blickt nur die beiden Mädchen

an, welche an seinem Bette stehen, und spricht in seinen Augen die Gefühle seiner Seele aus, aber Bastringuette sagt mit ihrer gewöhnlichen und natürlichen Barschheit: „Ach was! wenn wir uns rühren lassen und alle drei zu weinen anfangen, werden wir saubere Geschichten machen, dann bekommt er das Fieber und genest nicht. Der Arzt hat jede Aufregung verboten... und wir lassen uns Alles angreifen!..."

Elina setzt sich neben das Bett, nimmt eine Hand des Kranken in die ihrigen und flüstert ihm leise, ganz leise zu: „Schadet es Ihnen, zu sehen, wie sehr ich Sie liebe? Um so schlimmer, denn ich werde es Ihnen alle Tage beweisen ... Und wenn meine Tante erfährt, daß ich zu Ihnen komme, nun! so sage ich zu ihr: Tante, Paul wird mein Mann und man darf wohl für das Leben seines Gatten sorgen."

Während die kleine Nätherin ihrem Freunde alles Mögliche sagte, was ihr Herz ihr eingab, war Bastringuette zu einer Nachbarin gegangen und hatte eine alte schlechte Matraze von ihr entlehnt, die sie in das Kabinet trug; sie warf einige abgetragene Kleidungsstücke als Decken darauf und sprach bei sich: „So schlafe ich gut genug; eine Krankenwärterin braucht überhaupt nicht viel zu schlafen."

Elina, welche sich genöthigt sah, zu ihrer Tante heimzugehen, entfernte sich, indem sie sagte: „Auf morgen."

Und Bastringuette legte sich, nachdem sie dem jungen Verwundeten noch einen von dem Arzt ver-

ordneten Trank gegeben hatte, auf ihr Lager auf dem Boden. „Bei der geringsten Bewegung, die Sie machen, bin ich bei Ihnen," sagte sie zu dem Kranken, ehe sie in das Kabinet ging.

Am folgenden Morgen war Elina schon in aller Frühe bei der Grünshändlerin, und brachte Zucker und ein Töpfchen eingemachte Früchte, indem sie zu Bastringuetten sagte: „Ich habe auch das Recht, Sie bei seiner Verpflegung zu unterstützen... meine Tante gibt mir alle Tage ein Gewisses zu meinen Ausgaben und ich kann mir meines armen Pauls wegen schon etwas abbrechen."

Bastringuette fand dieses ganz natürlich, denn sie that ein Gleiches.

Wenn die Gewißheit, geliebt zu sein, zur Wiederkehr der Gesundheit des jungen Commissionärs hinreichend gewesen wäre, so hätte Paul in kurzer Zeit genesen müssen, dieß war aber nicht der Fall! Unglücklicher Weise beschäftigte sich der Verwundete unaufhörlich mit andern Gedanken. Sein unruhiges Gemüth quälte und bekümmerte sich über seine Lage, und statt daß die Wunde, die er am Kopfe erhalten hatte, geheilt wäre, wurde sie immer gefährlicher, weil ein hitziges Fieber dazu gekommen war.

Die beiden jungen Mädchen verdoppelten ihre Sorgfalt und ihren Eifer bei dem Kranken; Bastringuette wachte ihm halbe Nächte durch. Elina kam oft vor Tag und blieb Abends bis spät in die Nacht hinein; sie hatte ihrer Tante weiß gemacht, man habe so viele Geschäfte bei Madame Dumanchon

und arbeite daher auch Nachts. Die Mädchen versagten sich die nothwendigsten Lebensmittel, damit dem Kranken nichts abgehe, aber keine beklagte sich, sie wetteiferten mit ihrer Aufopferung.

Eines Abends, als Paul den ganzen Tag in der Fieberhitze gelegen, schaut er um sich und sieht Bastringuette allein in der Stube. Sie hatte sich in eine Ecke zurückgezogen, damit der junge Kranke sie nicht das trockene Brod essen sehe, woraus einzig die Mahlzeit bestand. Paul ruft sie zu sich her und sie eilt schnell zu ihm an's Bett, nachdem sie ihr Brod in die Tasche gesteckt hat.

„Welchen Tag haben wir heute?" fragt der Commissionär, seine fieberglühenden Augen auf Bastringuetten heftend. — „Welchen Tag?... es ist Dienstag heute. — Nein, so meine ich nicht... den wie vielten? — Aha! heute ist der vierundzwanzigste. — Der vierundzwanzigste!... Und wie lange bin ich krank? — Ach! am fünften hat man Sie so schlimm zugerichtet!... O! ich erinnere mich genau, es war an einem Montag. — Am fünften... also bin ich schon neunzehn Tage hier. — Nun! und wenn es fünfzig wären! Ich glaube gerne, daß es Ihnen langweilig ist, krank zu sein, werden Sie aber hier nicht gut verpflegt? Thun Mamselle Elina und ich nicht Alles, was sein muß... was der Arzt verordnet? — O doch, meine gute Bastringuette, doch, Sie thun zu viel sogar!... Aber, mein Gott! der fünfundzwanzigste... morgen ist ein bestimmter Tag ... Ach! sehen Sie, Bastringuette, dieser Gedanke

macht mir das Fieber und hindert mich an meiner Genesung. — Welcher Gedanke? wie, lassen Sie hören, sagen Sie mir, was ich thun soll... Ich bin augenblicklich bereit. — O! ja, ja... nicht wahr, Sie thun es? — Soll ich es beschwören?... — Nein... Hören Sie mich an... Man muß der alten Frau, bei welcher Sie mich in der alten Templestraße getroffen haben... — Der Madame Desroches? — Ja... durchaus Geld bringen... — Geld... mein Gott... wir... — O! ich weiß wohl, daß Sie keines haben, armes Mädchen! Ich weiß wohl, daß Sie und Elina sich Alles entziehen, um mich verpflegen zu können... — Nein... warum nicht gar ... Der Apotheker gibt mir ja die Arzneien umsonst. — Hören Sie mich an. Sie gehen Morgen in aller Frühe in meine Wohnung... mein Stubenschlüssel steckt in meiner Westentasche. Ich logire in der Straße Faubourg Saint-Honoré Nro. 10. Dort gehen Sie in den fünften Stock hinauf und links die erste Thüre hinein. In meiner Stube finden Sie in einer kleinen Tischlade sechszig Franken.... — Ach! welches Glück! — Warten Sie! dieses Geld nehmen Sie; dann nehmen Sie noch einen Rock, ein paar schwarze Beinkleider und eine Tuchweste, die sie unten in einem kleinen Schranke finden. Diese Kleider sind noch ganz gut... fast neu, ich ziehe sie ja selten an! Wenn Sie aber glauben, es sei nicht genug, so nehmen Sie noch alle Wäsche dazu, die Sie finden, vier leinene Hemden... Leintücher... — Mein Gott! wozu denn? — Um es in's Leihhaus zu tragen, da-

mit Sie noch vierzig Franken zu den sechszig darauf bekommen, denn morgen... ja morgen, am fünfundzwanzigsten, muß man der Madame Desroches hundert Franken bringen... Verstehen Sie mich, es muß sein! — Guter junger Mann! Wie, Sie wollen Alles aufopfern, um... — Still, Bastringuette, man muß morgen der Wittwe... meines Wohlthäters dieses Geld überbringen... sonst kann ich nicht genesen, ich fühle es wohl!... — O! dann gehe ich... Seien Sie beruhigt!... Ich will Alles besorgen, wie Sie mir es aufgetragen haben... Die Frau soll morgen das Geld erhalten... Wenn mich aber ihr Portier das Gepäck nicht fortnehmen läßt? — Es ist kein Portier da. — O! dann ist die Sache bald im Reinen. — Gut, Bastringuette... Ich danke Ihnen... Sie sagen aber Elina nichts davon. — O mein Gott, nein! da Sie nicht wollen, daß man Ihre schönen Handlungen kenne! — Ich thue nur meine Pflicht... Ach! wenn mir der Himmel nur mein Unternehmen zu vollenden gestattet... In einigen Monaten wäre ich so glücklich gewesen... Sie besorgen es also morgen, nicht wahr, Bastringuette?... Ach! hören Sie noch eines: Madame Desroches wird Sie ohne Zweifel fragen, warum ich sie schon so lange nicht mehr besucht... und warum ich jemand Anderes mit der Ueberbringung des Geldes beauftragt habe, dann sagen Sie ihr aber: ich hätte Sie darum gebeten, weil ich genöthigt gewesen sei, eine kleine Reise für das Handlungshaus

zu machen, in dessen Dienste ich stehe... Vergessen Sie das nicht. — Nein, nein, ich vergesse nichts."

Paul schläft ruhig ein mit dem Gedanken, daß die Person, die er beschützt, nichts von seinem Unglück zu leiden habe. In dieser Nacht stärkt ihn ein ruhiger Schlummer, und er erblickt bei seinem Erwachen das hübsche kleine Köpfchen Elina's, welches sich über ihn herbeugt, und in einiger Entfernung Bastringuette, die ihn bedeutungsvoll ansieht.

„Ach, welches Glück!" ruft Elina aus, „Sie haben heute viel länger geschlafen als sonst! Es ist beinahe elf Uhr. Wie gut, daß ich ein Kleid auszutragen hatte und wiederkommen konnte. — Ich fühle mich auch weit besser," entgegnet Paul.

Bastringuette benutzt einen Augenblick, wo sie dem jungen Kranken eine Tasse Thee reicht, um ihm in's Ohr zu flüstern: „Ihr Auftrag ist besorgt. Die hundert Franken sind an Ort und Stelle."

Paul kann nicht antworten, aber in seinem Blicke drückt sich seine Dankbarkeit und Freude aus.

Von diesem Tage an ließ das Fieber nach, und die Genesung des jungen Commissionärs trat allmälig ein.

Fünftes Kapitel.

Was kommen mußte.

Albert hatte sich nur wenige Tage in Paris sehen lassen; kaum hatte er Zeit gefunden, seine Freunde

zu besuchen, so verschwand er wieder auf's Neue, ohne daß man den Grund dieser plötzlichen Abreise kannte.

Wenn der heitere Mouillot, Balivan, Dupetrain oder Célestin sich begegneten, so befragten sie sich gewöhnlich um Nachrichten von dem jungen Vermoncey. „Was führt er denn jetzt für ein Leben?" sagte Mouillot, „er verreist, ist beinahe drei Monate abwesend, kommt zurück, läßt sich zwei bis drei Tage sehen und verschwindet dann wieder plötzlich, und zwar im Beginne des Winters, in einem Augenblick, wo sich alle Lustbarkeiten in der Hauptstadt zusammendrängen."

Herr Célestin, der nicht gesagt hatte, daß er vollständig mit Albert entzweit sei, erwiedert nur: „Da ich seit einiger Zeit Alberts Laune nicht mehr ertragen konnte, besuchte ich ihn weit seltener... er ist ein Narr! ein Mensch, der sich ohne allen Grund ärgert... mir ist es höchst gleichgültig, was er treibt oder was aus ihm wird! — Ich kann den jungen Mann recht wohl leiden," sagte Balivan, „er ist zwar leichtsinnig und flatterhaft, aber ich bin überzeugt, daß er offen und gefällig ist; er ist auch gescheidt, und wenn er Lust hat, so reisen wir mit einander nach Italien. — Wenn Herr Albert gewollt hätte," versetzt Dupetrain, „so wäre er ein ausgezeichnetes Subjekt für den Magnetismus gewesen: es lag gerade das in seinen Augen, was vorhanden sein muß, um sich mit einer Somnambulen in Rapport setzen zu können. — Haben Sie die schöne Dame magne-

tisirt, der Sie letzthin die Cour machten?" fragt Cölestin in scherzhaftem Tone. — „Die Madame Baldimer?... nein, ich habe es versucht, es war mir aber unmöglich: diese Dame hat durchaus keine reizbare Nerven!"

Dann besprachen sich die Herren auch über Tobias Pigeonnier, von dem seither Niemand mehr etwas gesehen hatte, und Mouillot rief aus: „So viel ist gewiß, daß ich nicht fünf Sous für den Olivenkern gebe, den der arme Herr Varinet beständig mit sich in seiner Börse herumträgt."

Madame Plays bekümmert sich nicht um Albert, aber sie wollte mit Gewalt an dem kleinen Tobias gerächt sein, der sie mit seinem vorgeblichen Duell so köstlich angeführt hatte und Schuld war, daß sie zwei Monate lang nach Tabak roch. Auch ließ sie alle Morgen einen Wagen kommen und führte ihren Mann auf einen Schießplatz und dann auf einen Fechtboden: hier war der gehorsame Gatte genöthigt, sich eine Stunde lang im Pistolenschießen und dann im Fechten zu üben; seine Frau schalt ihn aber immer, weil es ihm nie gelang, einen Strohmann zu treffen und er nie einen Stoß pariren lernte.

Der arme Herr Plays sagte, wenn er todtmüde mit seiner Frau nach Hause kam: „Ich versichere Dich, meine Liebe, ich will lieber Whist spielen lernen, ich begreife es noch besser als die Fechtkunst. — Ob Sie es begreifen oder nicht," entgegnet die schöne Herminie, „Sie müssen sich mit dem kleinen Tobias duelliren, der übrigens nicht so furchtbar ist.

Bedenken Sie, mein Herr, daß Sie ihn, wo Sie ihn treffen, fordern müssen!"

Herr Plays verneigte sich unterwürfig, und wenn er auf der Straße oder auf dem Spaziergang einen Mann begegnete, der Tobias ähnlich sah, so floh er eilends nach einer andern Richtung hin.

Zwei Monate waren indeß verflossen, seit Sanscravate seine Schwester gefunden hatte, um sie fast augenblicklich wieder zu verlieren. Im Laufe dieser Zeit war der Commissionär oft zu Herrn Vermoncey hingegangen, ihn zu fragen, ob er Nachrichten von seinem Sohne, und ob er endlich wisse, wo dieser seine Schwester hingeführt habe. Aber Albert hatte während dieser ganzen Frist nur zwei Mal an seinen Vater geschrieben. Seine Briefe waren sehr kurz und erwähnten kein Wort von dem entführten Mädchen. Der eine war aus dem Elsaß, der andere aus der Schweiz datirt; er schrieb immer, er sei auf der Reise, gab aber nie eine Adresse an.

Je mehr Zeit verstrich, je weniger Hoffnung behielt Sanscravate; oft schüttelte er, wenn er sich bei Herrn Vermoncey erkundigte, traurig den Kopf und murmelte: „Das geht schlimm! ich fürchte, daß Herr Albert nicht die Absicht hat, sich als rechtschaffener Mann zu betragen... meine Schwester von mir entfernt zu halten... sie zu verhindern, mir zu schreiben... ich bin überzeugt, daß, wenn er es ihr nicht verboten hätte, sie mir bereits angezeigt haben würde, wo sie ist. Keinen Schritt bei Ihnen zu thun, um Verzeihung für sein Vergehen zu erhalten... hm! ich bin

nur ein armer Teufel, der keine Erziehung genossen hat, aber es scheint mir, daß aus allen diesem wenig Lust hervorgeht, sein Versprechen zu halten!"

Herr Vermoncey gab sich Mühe, Sanscravate zu trösten, indem er zu ihm sagt: „Sie können sich jeder Zeit auf mein Wort verlassen!"

Dann kehrte der Commissionär wieder an seinen Platz zurück und dachte in seinem Sinne: Ja, der Vater ist ein rechtschaffener Mann, er bleibt bei dem, was er versprochen hat; was nützt mich aber des Vaters Wort, wenn der Sohn das seinige nicht mehr halten will.

Seit jedoch Sanscravate seine Schwester wieder gesehen und Hoffnung hatte, mit Herrn Vermoncey in Verwandtschaft zu treten, betrug er sich ganz anders: er betrank sich nicht mehr, lief nicht mehr in die Wirthshäuser, zankte und balgte sich nicht mehr wie früher, und ging auch nicht mehr mit Johann Ficelle; die dringendsten Bitten desselben vermochten ihn nicht mehr von seinem Platze und seinem Geschäfte wegzubringen.

Ein einziges Mal hatte er Paul begegnet, der sich während seiner Genesung mühsam an Bastringuettens Arm hinschleppte; es war nämlich im Laufe eines Tages, wo Elina nicht an der Seite ihres Geliebten sein konnte.

Sanscravate zitterte und bebte, als er das blasse, abgemagerte Gesicht des jungen Commissionärs erblickte. Wenn Paul allein gewesen wäre, würde sich Sanscravate vielleicht in seine Arme geworfen und

ihn um Verzeihung gebeten haben für das Leid, welches er ihm angethan hatte, aber Bastringuettens Gegenwart erweckte alle Qualen der Eifersucht in seiner Seele, er ging ihnen hastig aus dem Wege und verfluchte seinen ehemaligen Freund und seine ehemalige Geliebte.

Aber geschah es, weil sich Paul noch zu schwach zur Arbeit fühlte, oder weil er sich nicht gegenüber von Dem befinden wollte, der ihn beinahe getödtet hatte, er kehrte nicht mehr auf seinen alten Platz zurück.

Es war schneidend kalt, der Schnee fiel in großen Flocken, und die Vorübergehenden auf der Straße oder auf dem Boulevard eilten schnell vorbei und hielten sich nirgends auf. Sanscravate saß an seinem Platze auf seinem Reffe; er hatte einen wollenen, breit geränderten Hut auf dem Kopfe, der ihn vor dem Schnee schützte, aber sein Hals war ungeachtet der strengen Jahreszeit so blos als wie im schönsten Sommertage.

„Sag' doch, Eigensinniger," ruft Johann Ficelle aus, indem er sich seinem Kameraden nähert und in seine Finger haucht, „bleibst Du da sitzen und läßt Dir das Gesicht vollschneien, es ist kein Wetter, daß Kunden kommen und uns holen werden. Komm, laß uns in einer Schenke Schutz suchen. — Nein, ich gehe nicht mehr in's Wirthshaus," entgegnet Sanscravate trocken. — Ach, es ist also Alles aus! Du bist kein Mann mehr, Du kannst nicht mehr lachen, nicht mehr spielen, nicht mehr trinken! Leb

wohl, Du bist verdorben für die menschliche Gesellschaft."

Johann Ficelle entfernt sich; Sanscravate ist noch nicht drei Minuten allein an der Straßenecke, als trotz des schlechten Wetters ein junges Frauenzimmer mit einem kleinen Häubchen und einer seidenen Schürze, welches mit Anstrengung einen Regenschirm hält, auf den Commissionär zutritt und ihn fragt: „Sind Sie der Herr Sanscravate? — Ja, Mamselle. — Meine Gebieterin wünscht Sie sogleich zu sprechen. — Ihre Gebieterin! Ach, ich glaube Sie zu erkennen: sind Sie nicht bei einer Dame, die in der Neuve-Vivienne-Straße wohnt? — Allerdings, bei Madame Baldimer. — So ist es. — Kommen Sie? — Im Augenblick, Mamselle."

Sanscravate folgt der Kammerfrau und erinnert sich unterwegs, daß er oft bei dieser Dame war und ihr Briefe von Albert gebracht hat; er vermuthet, daß sie wahrscheinlich die Geliebte des Verführers seiner Schwester war, und wundert sich, was sie ihm wohl zu sagen haben könne. Diese Gedanken regen ihn auf und beunruhigen ihn, und er fühlt fast eine Art Entsetzen, als er an dem Hause ankommt, welches er ganz gut erkennt.

Mamselle Rosa heißt den Commissionär in's Zimmer treten, statt ihn wie gewöhnlich im Vorzimmer warten zu lassen, sie führt ihn in einen kleinen Salon, zeigt ihm Stühle und sagt zu ihm: „Setzen Sie sich, Madame wird gleich kommen."

Die Kammerzofe geht wieder. Sanscravate blickt

mit Erstaunen um sich her, er empfindet eine lebhafte Neugierde, zu erfahren, was ihm wohl diese Dame zu sagen haben werde, die ihn in einem Salon warten lasse; bald öffnet sich aber eine Thüre und Madame Baldimer erscheint.

Sie ist immer schön, immer prächtig gekleidet, in diesem Augenblick ist aber ihr Angesicht bläßer als gewöhnlich, ein düsterer Gedanke scheint sie zu beschäftigen. Nachdem sie sich vorher überzeugt hat, daß alle Thüren zu sind, nähert sie sich Sanscravate, gibt ihm ein Zeichen, sitzen zu bleiben, und nimmt gegenüber von ihm Platz.

Der Commissionär ist ganz überrascht, er wagt es kaum, die schöne Dame anzublicken, und erwartet, daß sie sich ausspreche. Sie beginnt auch alsbald: „Sie sind Sanscravate? — Ja, Madame. — Dieser Name ist aber nur ein Beiname, den Ihnen Ihre Kameraden aufgetrieben haben; Sie heißen eigentlich Stephan Renaud und sind aus der Auvergne? — Ja, Madame. — Sie haben eine Schwester, deren sich eine Dame von Clermont angenommen hat, diese Schwester ist siebzehn Jahre alt, sehr hübsch, und ein junger Mann aus Paris hat sich in sie verliebt, sie verführt und aus der Heimath fortgenommen. — Wie, Madame? Sie wissen ... — Ich weiß Alles, ich kenne Alberts ganzes Betragen. Bleiben Sie nur sitzen und hören Sie mich an. Schon seit langer Zeit ließ ich aus Gründen, die ich Ihnen nicht auseinandersetzen kann, alle Schritte Alberts beobachten. Ich wußte seine Ankunft in Paris vor etwa

zwei Monaten, den Aufenthalt Ihrer Schwester in der Straße Grenelle-Saint-Honoré, ihren Auszug, und endlich euer Zusammentreffen in der Straße Grange-aux-belles. — Wer konnte Sie aber davon unterrichten, wenn nicht meine Schwester oder Herr Albert selbst... — Weder die Eine noch der Andere! mein Gott, Sie sind Commissionär und wissen nicht, daß man in Paris für Gold von dem geringsten Schritte einer Person, die man beobachten lassen will, unterrichtet wird. Hören Sie mich jetzt an: Sie haben sich geschmeichelt, Albert werde die gegen Ihre Schwester gemachten Versprechungen halten und sein Vergehen dadurch gut machen, daß er sie heirathe. Dieß wird aber nicht der Fall sein: Albert ist, wie die meisten jungen Leute, unbeständig und treulos. Der Besitz macht seine Liebe erkalten. Er war leidenschaftlich in Ihre Schwester verliebt, als er sie entführte, jetzt würde er sich aber bei dem Gedanken, ihr treu zu bleiben, empören; was das Heirathen anbetrifft, so ist ihm das nie eingefallen, und seit er weiß, daß Adeline die Schwester eines Commissionärs ist, begreift er gar nicht, wie man an eine solche Verbindung denken könne. — Der Elende, der Schurke! — Wissen Sie, was er jetzt gethan hat, nachdem er länger als zwei Monate mit Ihrer Schwester herumgereist, und täglich nach seiner Freiheit und den Vergnügungen von Paris seufzte und seine Thorheit verfluchte... — Vollenden Sie, Madame, vollenden Sie! — Hat er dem armen Mädchen ein kleines Häuschen in Lagny gemiethet,

ihr Geld gegeben und versprochen, er werde wieder kommen, dann hat er sie verlassen, und zwar mit dem festen Vorsatz, sie nicht mehr zu sehen. — Ach, mein Gott!... ach, der Niederträchtige!... ach, wenn das wahr wäre!... — Es ist Alles so wahr, daß es nur von Ihnen abhängt, sich alsbald in die Nähe Ihrer Schwester zu begeben. Hier auf diesem Papier steht ihre Adresse in Lagny; wenn Sie Geld brauchen, nehmen Sie diese Börse. Nehmen Sie dieselbe doch, ich gebe Ihnen kein Almosen, ich diene nur Ihrer Rache, denn Ihre Rache ist auch die meinige. Sie haben sich für einen Schimpf zu rächen, ich ein Verbrechen, eine Ehrlosigkeit zu bestrafen, und mit einem Schwure bekräftigt, daß ich nicht ruhen werde, bis ich meine Absicht erreicht habe. — Das werde ich auch," entgegnet Sanscravate, die Börse zurückweisend, „ich brauche aber kein Geld dazu, Madame. — So werden Sie sich wenigstens nicht weigern, diese Pistolen anzunehmen, ich denke, Sie könnten Ihnen von Nutzen sein."

Mit diesen Worten nimmt Madame Baldimer zwei prachtvolle Pistolen und überreicht sie dem Commissionär, indem aus ihren Blicken bereits die Hoffnung der Rache leuchtet.

Sanscravate ergreift hastig die Waffen und ruft aus: „Ach ja, Madame, die muß ich vor allen Dingen haben. Aber wo ist er, wo verbirgt er sich, das müssen Sie auch wissen? er soll mir nicht entrinnen! — Seien Sie beruhigt und verlassen Sie sich auf mich. In diesem Augenblick hält er sich in der

Umgegend der Stadt auf, aber er wird bald hier ankommen; er langweilt sich fürchterlich außerhalb Paris. So bald er da ist, werde ich Sie von seiner Ankunft benachrichtigen lassen, aber jetzt begeben Sie sich zu Ihrer Schwester. Bedenken Sie, daß sie allein und verlassen ist, und daß sie es nicht wagt, Sie um Ihren Schutz zu bitten. — Ach! Sie haben recht, Madame, ja, meine arme Liline, ich will sie unverzüglich aufsuchen und zu mir zurücknehmen. O! dieß Mal soll sie bei mir bleiben. — Ich habe Ihre Antwort voraus gesehen; hier nehmen Sie dieses Papier: an dem aufgeschriebenen Orte werden Sie einen Mann mit einer kleinen Chaise finden. Ich habe ihn für Sie bestellt, er wird Sie augenblicklich nach Lagny zu Ihrer Schwester führen. — O, meinen Dank, Madame, tausendfachen Dank! ich eile zu meiner kleinen Liline, sie glaubte seinen Versprechungen so gerne; aber, Madame, Sie müssen mich es gleich wissen lassen, wenn er wieder in Paris ist. — Sie dürfen nicht daran zweifeln. — Wenn ich nicht auf meinem Platze bin, Madame, so bin ich in meiner Wohnung, in der Sanct-Lazare-Straße, an der Ecke der Sanct-Georgs-Straße. — Ich weiß, wo Sie wohnen. Ich wiederhole es Ihnen, so bald Albert wieder in Paris ist, sollen Sie es augenblicklich erfahren. — Ich zähle darauf, Madame, jetzt eile ich zu meiner Schwester, und dann handelt es sich darum, dieselbe zu rächen."

Sanscravate steckte die Pistolen in seine Tasche, Madame Baldimer gibt ihm die Adresse, er geht,

läuft an den bezeichneten Ort, und findet in der That einen Wagen, der ihn erwartet; in diesen wirft er sich hinein und schreit dem Kutscher zu: „Nach Lagny, man hat es Euch schon gesagt, Ihr wißt es, Ihr seid bestellt... fahrt tüchtig zu, haut die Pferde zusammen, denn ich muß meine arme Schwester abholen, und dann schieße ich den Kerl zusammen, der sie verführt hat, wenn er sich nicht gleich bereit zeigt, sie zu heirathen."

Das Alles scheint dem Kutscher sehr gleichgültig zu sein; aber man hat ihn gut bezahlt, er fährt also schnell davon, hält sich unterwegs fast gar nicht auf, und Sanscravate langt in kurzer Zeit in Lagny an.

Er liest die Adresse, die man ihm gegeben hat, erkundigt sich bei einer Bäuerin, welchen Weg er einschlagen soll zu dem Pappel-Häuschen, so heißt die Wohnung, nach der er fragt, zeigt dem Kutscher einen Gasthof und sagt zu ihm: „Ruht dort aus und füttert Eure Pferde, sorgt aber dafür, daß es nicht lange dauert, denn ich komme bald mit meiner Schwester zurück und dann geht es wieder im Galopp nach Paris!"

Sanscravate lenkt seine Schritte nach der ihm angegebenen Richtung, und sieht am Ende des Weges ein recht hübsches, von Pappeln umgebenes Häuschen stehen. Diese einsame Wohnung hat das Aussehen eines bürgerlichen Hauses und grün angestrichene Läden; ein Gitterthor verschließt den Eingang und ringsum prangen Blumen an den Fenstern.

Der Verführer hat für einen hübschen Käfig gesorgt, denkt Sanscravate, sich dem Hause nähernd,

damit sie sich darin gefalle und ihn mit Frieden lassen solle. O, er hat also vergessen, daß sie einen Bruder hat, und daß dieser Bruder Sanscravate ist.

Der Commissionär läutet an dem Gitter und eine Bäuerin macht ihm auf. „Wo ist meine Schwester... führet mich zu meiner Schwester!“ ruft Sanscravate, die Bäuerin barsch vor sich hertreibend, aus. Diese starrt ihn mit großen Augen an: sie glaubt einen Dieb vor sich zu haben und will bereits schreien, um nach Hülfe zu rufen. Aber Adeline steht schon auf der Schwelle der Hausthüre, denn so oft man an dem Gitter läutet, schmeichelt sie sich, Albert sei es, er kehre zurück; sie eilt herbei, als sie einen Mann sieht, und sinkt in seine Arme.

„Das ist mein Bruder,“ murmelt sie mit einer von Freude und Thränen erstickten Stimme, „ach, der verläßt mich nicht!“

Sanscravate betrachtet seine Schwester, deren blasse und abgemagerte Züge in zwei Monaten sich so bedeutend verändert hatten, daß er sie fast nicht erkannt hätte.

Adeline führt ihren Bruder in ein Zimmer im Erdgeschoße, und dort sagt sie, ihn auf's Neue anblickend, mit thränenfeuchten Augen zu ihm: „Du bist mir ohne Zweifel böse, denn als Du mich das letzte Mal sahest, hast Du mir befohlen, auf Dich zu warten, und ich bin doch fortgegangen. Aber er ist gekommen, und als er erfuhr, daß ich Dich gefunden habe und Du zu seinem Vater gegangen seiest, um ihn für uns um Verzeihung zu bitten, rief er aus:

das sei ein Unsinn; sein Vater werde wüthend werden, uns trennen und uns nicht mehr gestatten, einander zu sehen, es bleibe uns kein anderer Ausweg übrig, als schnell aus Paris zu entfliehen; ich glaubte es, er drang so sehr in mich und ich ging also mit ihm fort. Wir reisten lange umher, ich bat ihn oft, an Dich zu schreiben, damit wir erfahren könnten, ob sein Vater günstig für uns gestimmt sei, er entgegnete mir aber, man müsse warten. Vor acht Tagen endlich brachte er mich in diese Gegend und in dieses Haus, sagte mir, es werde mir nichts abgehen, gab mir viel Geld und verließ mich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen; ich erwarte ihn auch unaufhörlich, und als Du geläutet hast, glaubte ich, er sei es. — Arme Schwester!" erwiedert Sanscravate, das junge Mädchen betrachtend, welches sich bemüht, die Spuren ihrer Thränen unter einem Lächeln zu verbergen, „Du erwartest ihn vergebens, der Schändliche kommt nicht, er hat Dich verlassen, weil er Dich nicht mehr liebt, weil er sein Vergehen nicht gut machen will. — Ach, mein Gott! wäre es möglich, Albert liebt mich nicht mehr... es ist also wahr! — O, ich bin gewiß, Du hast es geahnt... Deine Bläße, die fürchterliche Veränderung, die in Deinem Aeußern seit unserem letzten Zusammentreffen vorgegangen ist, Deine vom Weinen abgematteten Augen zeigen es deutlich an, daß Du schon lange Kummer hast und schon lange unglücklich bist. — Ja, ich fand in der That, mein Bruder, daß Albert seit einiger Zeit nicht mehr so zärtlich,

nicht mehr so liebenswürdig gegen mich war, kurz, er schien mir nicht mehr glücklich; aber ich glaubte, er fürchte den Zorn seines Vaters. — Sein Vater willigt ja in eure Heirath. — Wirklich? welches Glück! — Nein, nein, meine arme Liline, freue Dich nicht! denn Dein Verführer selbst weigert sich, seinen Fehler gut zu machen und Dich zum Weibe zu nehmen. — Albert weigert sich! o nein, mein Freund, es ist nicht möglich, und wenn er überdieß erfährt, was ich ihm noch nicht zu sagen wagte, ich wollte ihm bei seiner Rückkehr eine süße Ueberraschung, eine große Freude bereiten. Ach, mein Bruder! wenn er erfährt, daß ich mich Mutter fühle, wird er wohl seinem Kinde den Namen verweigern?"

Bei diesen Worten birgt Adeline den Kopf an der Brust ihres Bruders und dieser schließt sie eine Zeit lang in seine Arme, indem er murmelt: „Mutter, Du bist Mutter!... ach ja! dann müßte er ein sehr hartes Herz haben, wenn er Dich doch verließe. Aber die jungen Leute nehmen es heutzutage so leicht auf, ein junges Mädchen der Verzweiflung preiszugeben, als einen andern Rock anzuziehen. Allein gleichviel, ich werde diesen Herrn aufsuchen, ich werde ihn sprechen, und bei Gott! wenn er noch einiges Gefühl im Herzen hat, so werde ich ihn daran packen, bis dahin mußt Du mir aber folgen und augenblicklich von hier abreisen. — Von hier abreisen, wenn aber Albert während dieser Zeit käme? — Sei doch ruhig, er geht nach Paris, und dahin führe ich Dich auch. Jetzt bedenke nur, daß

Du Dich auf mich verlassen, mir gehorchen und mir glauben mußt. Du weißt wohl, daß ich Dich nicht täuschen will, und daß mir Dein Glück und die Ehre unserer Familie über Alles geht. — O ja, mein Bruder! — Also thue, was ich Dir sage. Mache schnell Deine Effekten in ein Päckchen zusammen, laß aber alles Geld und Geschmeide, welches Dir dieser Mann gegeben hat, zurück, denn wenn er etwa glaubt, er könne damit Deine Entehrung bezahlen, so beweisen wir ihm das Gegentheil. Verläßt er Dich, so bleibst Du bei mir: ich habe kräftige Arme und bin kein Trunkenbold und Faullenzer mehr wie früher! O gewiß nicht, siehst Du, ich habe auch Kummer gehabt, und der Kummer ist wie Blei: er drückt schwer auf den Kopf! Ich will Dir das später einmal erzählen; zunächst will ich arbeiten, um Dich und Dein Kind zu ernähren, und über das, was Du von mir erhältst, darfst Du wenigstens nicht erröthen. Geh, gehorche mir und mache schnell, es wartet ein Gefährt auf uns."

Adeline gibt keine Antwort mehr, sie beeilt sich, den Wünschen ihres Bruders zu entsprechen. Sie ist bald mit dem Einpacken ihrer Sachen fertig. Sans-cravate nimmt das Päckchen unter den Arm, reicht den andern seiner Schwester und sagt zu der Bäuerin, die sie mit verblüffter Miene anschaut: „Wenn der junge Herr kommt und fragt, wo die Dame sei, die er mitgebracht habe, dann sagt Ihr nur, sie sei mit ihrem Bruder fort, hört Ihr mich? mit ihrem Bruder. Was sein Geld und sein Geschmeide anbe-

trifft, so wird er es oben finden. Denn Du hast nichts davon mitgenommen, nicht wahr, Liline? — Nein, mein Bruder," entgegnet das junge Mädchen, die Hand auf ihre Brust legend, „nichts als dieses kleine Andenken, in dem Haare von ihm sind..."

Mit diesen Worten zeigt Adeline ein kleines, in Gold gefaßtes Medaillon, in welchem sich eine Haarlocke befindet. Aber Sanscravate streckt die Hand darnach aus und schreit: „Nein, nein, behalte nichts von ihm! Ei, wozu brauchst Du auch dieses Andenken? — Ach, Bruder, ich bitte Dich, laß es mir!" stammelt das junge Mädchen, auf die Kniee fallend, „denn wenn er mich verstößt, ist es das Einzige, was ich meinem Kinde von seinem Vater geben kann!"

Sanscravate hebt seine Schwester auf, wendet sich ab, damit sie nicht merkt, daß er weint, wischt seine Thränen mit dem Aermel seiner Jacke aus den Augen, zieht Adeline mit sich und sagt leise: „Es sei! komm aber jetzt."

Sie waren bald bei dem Gasthofe, wo der Kutscher auf sie wartet. Sanscravate läßt seine Schwester einsteigen, setzt sich neben sie und ruft dem Kutscher zu: „Nach Paris jetzt. Du hältst in der Sanct-Lazare-Straße, an der Ecke der Sanct-Georgs-Straße, vor einem prächtigen Hause zwischen einer Obsthändlerin und einem Gewürzkrämer. Wenn Du gut fährst, zahle ich Dir eine Flasche feinen Wein."

Der Wagen rollt davon. Die Nacht ist unterdessen hereingebrochen und die Reise geht ziemlich

trübselig vor sich, denn der Bruder und die Schwester, welche Beide dieselben Befürchtungen und dieselben Besorgnisse hegten, wollten sich diese nicht mittheilen aus Furcht, sie gegenseitig zu vermehren.

Man langt an. Sanscravate hält sein Versprechen gegen den Kutscher; er will ihm auch Geld geben, dieser nimmt es aber nicht an, sagt, er sei schon bezahlt, und fährt weiter mit seinem Gefährt. Sanscravate nimmt seine Schwester bei der Hand: „Folge mir," sagt er, „wir wollen in mein Logis hinaufklettern. Ach, mein Gott! mach Dich darauf gefaßt, daß es nicht schön ist, dann wirst Du weniger erschrecken."

Sanscravate's Wohnung war wie die Bastringuettens unter dem Dache: sie enthielt wie diese eine Stube und ein Kabinet, und es waren auch eben so viel Möbeln darin, kein Stück weiter. Aber ein großer Unterschied bestand zwischen beiden, denn sie gewährte nicht denselben Anblick: eben so reinlich und geordnet die Stube der Grünshändlerin war, eben so schmutzig und unordentlich sah es bei Sanscravate aus.

Nachdem der Commissionär Licht gemacht hat, sagt er zu seiner Schwester, welche traurig umherblickt: „Ach, nicht wahr, es ist häßlich hier? Da sind keine so schöne Möbeln als in den Zimmern, welche Dein Verführer für Dich gemiethet hatte. Aber jetzt bist Du bei Deinem Bruder und kannst es sagen, ohne zu erröthen. — Mein Gott, lieber Freund," entgegnet das junge Mädchen, dem Commissionär die Hand drückend, „Du irrst Dich, wenn Du glaubst,

ich bedaure den Verlust der Bequemlichkeiten, die mich umgaben. Mir ist es gleichgültig, ob meine Möbeln von Nußbaum- oder Mahagoniholz sind, ich habe nie an solchen Dingen gehängt! Ach, die schönste Wohnung ist die, in der man ein heiteres Gemüth hat! — Du hast Recht, Liline; wenn das beruhigt ist, scheint Einem Alles schön! Trotz dem war es aber früher bei mir nicht so häßlich wie jetzt, sondern sehr reinlich geordnet und geputzt. Es gab eine Person, die für mein Zimmer sorgte, allein diese Person kommt nicht mehr, und seit der Zeit lag mir auch nichts mehr daran; es sieht aber in der That nicht blank hier aus! — Nun, ich will in Zukunft die Stelle dieser Person vertreten, und Du wirst sehen, daß ich auch eine Haushaltung zu besorgen weiß."

Sanscravate küßt seine Schwester und hilft ihr bei ihrer vorläufigen Einrichtung. Er gibt ihr sein Bett und läßt sich einige Büschel Stroh in's Kabinet tragen; denn er nimmt es nicht genau, und wenn seine Schwester ruhig schläft, liegt er überall gut.

Nach einer Nacht, welche Beiden sehr lange schien, weil Kummer und Sorge sie keinen Schlaf finden ließ, verläßt Sanscravate leise sein Kabinet. Er lauscht: seine Schwester ist eingeschlummert, er tritt sachte auf, damit er sie nicht erweckt, legt all' sein Geld auf den Tisch, der an ihrem Bette steht, und denkt bei sich: Das reicht schon auf einige Zeit, wir werden keine große Depensen machen; seit ich nicht mehr mit Johann Ficelle in's Wirthshaus gehe, habe

ich, Gott sei Dank, einige Thaler auf die Seite gebracht, und heute bin ich überglücklich, daß ich sie meiner Schwester geben kann. Ach, ich komme allmälig zur Einsicht, daß man sich bei der Liederlichkeit nicht am besten unterhält, sondern daß man mit der Arbeit und Thätigkeit reinere, wahrhaftigere Freuden genießen kann.

Sanscravate geht an seinen Platz; dort setzt er sich und wartet mit dem Gedanken: Sie hat mir versprochen, mich, so bald er zurück sei, davon zu benachrichtigen, und ich bin fest überzeugt, sie wird ihr Wort halten, denn, so viel mir scheint, ist das eine unerschrockene Frau, die lange über ihr Vorhaben nachgedacht hat, und nicht auf halbem Wege strauchelt.

Der Tag verstreicht, ohne daß irgend eine Veränderung in der Lage des Commissionärs und seiner Schwester vorgefallen wäre. Sanscravate sägt Holz, macht mehrere Gänge, kehrt dann zu seiner Schwester zurück, bringt ihr den Verdienst seines Tages und sagt zu ihr: „Sieh, so werde ich es alle Tage machen und Du bestreitest unsern Haushalt damit. — Und Albert?“ fragt das Mädchen traurig. — „Keine Nachricht... Geduld... Laß uns warten. — Warum bist Du aber nicht zu seinem Vater gegangen? — Ich habe nichts mehr mit dem Vater zu schaffen: mit dem Sohne habe ich es nun zu thun; der Vater heirathet Dich nicht! Er gibt seine Einwilligung, das ist Alles, was man von ihm verlangen kann; zwingen kann er den jungen Mann nicht. —

Zwingen!... O, ich gebe nicht zu, daß er gezwungen werde; wenn er mich nicht mehr liebt, würde es ihn unglücklich machen, mich zu heirathen. — Sei ruhig, mische Dich nicht darein!... Die Sache geht mich an."

Liline schweigt und weint. Sanscravate läßt sie weinen, weil er in seinem Innern fühlt, daß es einen Kummer gibt, den man nicht trösten kann.

Am folgenden Tage sitzt Sanscravate ungefähr eine Stunde auf seinem Platze, als er das Kammermädchen der Madame Baldimer auf sich zukommen sieht. Sein Herz schlägt gewaltig unter der Weste, weil er ahnt, daß er jetzt etwas erfahren werde.

Rosa nähert sich dem Commissionär und überreicht ihm ein zusammengelegtes Papier mit den Worten: „Meine Herrschaft hat mir befohlen, Ihnen dieses Billet zu übergeben. — Ich danke Ihnen, Mamsell!" entgegnet Sanscravate, während er ihr mit zitternder Hand das Papier abnimmt.

Die Zofe geht wieder; der Commissionär macht das Billet auf und liest Folgendes: „Er ist gestern Abend angekommen; Sie treffen ihn in seinem Hause."

„Endlich!" ruft Sanscravate, das Papier in seinen Händen zerknitternd, aus; dann steht er rasch auf, schafft sein Reff bei Seite und eilt mit großen Schritten in Alberts Wohnung.

Unterwegs fühlte der Commissionär eine heftige Aufregung, that sich aber Gewalt an, sie zu bemeistern. Es war ihm klar, daß sich jetzt das Schicksal

seiner Schwester entscheiden werde und für diese zitterte er.

An dem Hofthore besinnt er sich, ob er nicht vorher zu Herrn Vermoncey gehen solle. Er bedenkt aber, daß, wenn Alberts Vater von seinem Vorhaben unterrichtet wäre, dieser seinen Sohn beaufsichtigen und daran verhindern würde, ihm Rede zu stehen; er hält es somit für das Beste, die Sache mit Albert allein auszufechten.

Sanscravate geht schnell in des jungen Vermoncey Logis hinauf. Er läutet: ein neuer Bedienter macht ihm auf.

„Ich will den Herrn Albert sprechen!" sagt Sanscravate. — „Herr Albert ist nicht zu Hause!" entgegnet der Diener in fast unverschämtem Tone. — „Er muß für mich zu Hause sein! — Mein Herr ist erst gestern von der Reise zurückgekommen... er ist müde und läßt Niemand vor. — Mich wird er doch vorlassen, denn ich muß ihn sprechen! Gehen Sie, sagen Sie ihm, Sanscravate sei da und rühre sich nicht von der Stelle, bis er ihn gesprochen habe... Er wird wohl einsehen, daß zwischen uns Beiden eine Verständigung nöthig ist, und diese wollen wir nicht aufschieben... Gehen Sie, mein Kleiner; ich weiß, daß das Zimmer zwei Ausgänge hat, ich richte aber meine Blicke auf den Hof, und sollte Ihr Herr Lust haben, durchzugehen, so springe ich durch's Fenster und sitze ihm auf den Nacken, dann wird ihm das Laufen vergehen!"

Der Diener sieht den Commissionär erstaunt an,

meldet ihn aber seinem Herrn. Er kommt bald wieder zurück, winkt Sanscravate, ihm zu folgen, und führt ihn in Alberts Schlafzimmer.

Der junge Vermoncey war eben aus dem Bette aufgestanden; er hatte einen Schlafrock an und saß nachläßig in einem großen Lehnstuhl. Er sah etwas blaß aus, als der Commissionär bei ihm eintrat, schien aber dabei ganz ruhig und sagte aufgeräumt, beinahe lächelnd zu Sanscravate: „Du bist es, Sanscravate!... O, ich erwartete Deinen Besuch. Komm, setze Dich her, wir wollen mit einander sprechen."

Der Commissionär setzt sich, ganz erstaunt über diesen Empfang, der ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, auf den Rand des Stuhles, den ihm der junge Mann anweist, und stammelt: „Ja, ja, Herr Albert, ich bin es... O, Sie konnten sich freilich vorstellen, daß ich kommen würde... denn die Angelegenheit muß doch in's Reine gebracht werden. Mein Gott, ich habe auch meine Schwester, meine arme Liline so gern... und Sie lieben sie hoffentlich auch noch..."

Albert lehnt sich in seinen Stuhl zurück und wärmt sich die Füße, während er erwiedert: „Ja, mein lieber Sanscravate, ja, Deine Schwester ist reizend und sanft wie ein Engel. Ich habe sie sehr geliebt und liebe sie noch. Mein eifrigster Wunsch geht auch dahin, ihr Glück zu befördern. — O, so läßt es sich hören, Herr Albert!" ruft der Commissionär freudig aus, „Sie wünschen das Glück meiner Schwester... das heißt, Sie wollen die Versprechungen halten,

die Sie ihr bei ihrer Entführung aus der Auvergne gemacht haben ... Ach, Sie machen mich sehr glücklich, Sie sind ein wackerer junger Mann!"

Albert wiegt sich in seinem Stuhl, indem er entgegnet: „Wenn ich sage, ich wolle das Glück Deiner Schwester befördern, so heißt das, ich wolle, um mein Vergehen gut zu machen, ihr Schicksal und ihre Existenz sicher stellen. Die Versprechungen, die ich gegeben habe, sind nur Redensarten, deren sich alle jungen Leute bedienen und die eigentlich zu nichts verbindlich machen."

Sanscravate rückt lebhaft seinen Stuhl zurück. Sein Angesicht wird jetzt auch blaß; er fixirt Albert, stammelt aber nicht mehr verlegen, sondern schreit laut: „Wir verstehen uns nicht mehr und wir müssen doch beim Teufel in Etwas übereinkommen!... Haben Sie nicht meine Schwester verführt, Herr Albert, welche noch ein ganz einfaches, naives Wesen war, das keinen Begriff von der Liebe hatte!... Wollen Sie leugnen, daß Sie mit dem heiligen Versprechen, sie zu heirathen, ihre Unschuld gemißbraucht und sie veranlaßt haben, ihre Heimath und ihre Beschützerin zu verlassen? — Ei, mein Gott, ich leugne gar nichts! Ich habe Dir schon gesagt, daß ich Alles zugebe. Ich wiederhole Dir noch einmal, daß ein junger Mann fünfzig solche Schwüre thut; warum ist man thöricht genug und glaubt ihm! — Sie haben also nicht die Absicht, meine Schwester zu heirathen? — Deine Schwester heirathen!... Geh' doch, Sanscravate!... Das kann Dein Ernst nicht sein!...

Wäre das auch eine passende Verbindung?... Sage selbst, sei vernünftig... Du bist ein braver Bursche, daran zweifle ich gar nicht; aber was würde die Welt sagen, wenn ich Dich zu meinem Schwager machte! Man würde behaupten, ich hätte den Verstand verloren. — Mein Herr," sagt Sanscravate, gewaltsam seinen Zorn bemeisternd, „nehmen Sie sich in Acht... beleidigen Sie mich nicht!... Obwohl ich nur ein Commissionär bin, tausche ich in diesem Augenblicke doch nicht mit Ihnen! — Aber bei Gott, Sanscravate, so höre mich doch an!... Kann ein junger Mann alle Frauenzimmer heirathen, denen er die Cour macht?... Seit wann bist Du so streng moralisch?... Hast Du nicht schon seit Langem meine Liebesbriefe ausgetragen, kanntest Du nicht meine Liebschaften immer?... Du wußtest, daß ich stets drei oder vier Verhältnisse zugleich unterhielt, und, weit entfernt, mich zu tadeln, lachtest Du zuerst darüber! — Ach ja... Sie haben Recht, mein Herr... ich gab mich zu Ihren Schlechtigkeiten her!... es war ein Fehler von mir!... Man warnte mich früher einmal, aber dieselbe Person, die mich gewarnt, hat mich jetzt selbst betrogen! — Ich versichere Dich, Sanscravate, es ist mir leid, daß ich gerade an Deine rechtschaffene, tugendhafte Schwester gekommen bin; aber jede Sünde kann auch wieder verziehen werden. Ich wiederhole es, ich will ihr einen Jahrgehalt aussetzen und..."

Sanscravate steht auf, stampft mit dem Fuße auf den Boden und schreit: „Potz Donnerwetter!...

sprechen Sie nicht von Geld!... Ihr Reichen glaubt, ihr habt Alles gethan, wenn ihr euren Beutel aufmacht!... Ich sage Ihnen, nur eine Heirath kann Ihr Vergehen gut machen ... Ihr Vater hat das wohl eingesehen, denn er hat seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben: es steht somit nichts mehr im Wege. — Ja," versetzt Albert in gereiztem Tone, „ich weiß, daß Sie meinen Vater gesprochen, daß Sie ihm seine Einwilligung abgenöthigt haben; ich verhehle Ihnen sogar nicht, daß er mir gestern Abend nach meiner Rückkehr, nachdem er mich bewillkommt, gesagt hat, welches Versprechen er Ihnen gegeben habe; aber ich habe ihm meine Absichten offen erklärt und geschworen, daß nichts meinen Sinn erschüttern könne! — Nichts!" murmelt Sanscravate, „nichts!... selbst das nicht, wenn man Ihnen sagte, Sie wären Vater, meine Schwester trage ein Kind unter ihrem Herzen, um dessenwillen sie Sie bitten läßt, Ihr Wort zu halten, damit dasselbe keine vaterlose Waise sei ... denn das ist leider der Fall!"

Albert schlägt die Augen nieder; eine lebhafte Bewegung durchdringt ihn, die er vergebens zu beherrschen sucht. Sanscravate nähert sich ihm.

„Wohlan!" fragt er, „stoßen Sie das unschuldige Geschöpf von sich?"

Albert schweigt eine Weile. Endlich antwortet er mit schwacher Stimme: „Ich werde sowohl für das Kind als für die Mutter Sorge tragen... Aber ich kann Adeline unmöglich heirathen, ich würde mich

im höchsten Grade lächerlich machen! — Ist das Ihr letztes Wort, Herr Albert? — Ja, Sanscravate."

Der Commissionär zieht die Pistolen aus der Tasche, welche er von Madame Baldimer empfangen hat, und zeigt sie Albert mit den Worten: „Und dieses das meinige! Ich erwarte Sie, wann Sie wollen."

Der junge Mann scheint eher erstaunt als erschrocken; er betrachtet die Waffen und fragt: „Wie, Sanscravate, Du willst Dich mit mir schießen? — Sie wundern sich noch!... Haben Sie denn geglaubt, ich lasse mich ruhig entehren und dann mit Ihren Entschuldigungen zufrieden stellen!... Nein, nein... ich mache andere Ansprüche... Vorwärts, mein Herr, ich erwarte Sie... — Sanscravate, es thut mir leid, daß ich Dir die gewünschte Genugthuung nicht geben kann, aber es ist unmöglich... Ein Mann von meinem Stande kann sich nicht mit einem Commissionär duelliren! — Aber ein Mann von Deinem Stande kann ein feiger, ehrloser Tropf sein.... Er will also beohrfeigt, geprügelt und erwürgt sein... Das soll geschehen, wenn Du Dich noch länger weigerst, Dich zu schießen!"

Mit diesen Worten fährt Sanscravate, den die Wuth außer sich gebracht hat, auf Albert los, packt ihn um den Hals, schüttelt ihn tüchtig und versetzt ihm einen Schlag mit dem Pistolenknopf in's Gesicht. Der junge Mann wird purpurroth und ruft aus: „Ich schieße mich, mein Herr!... Ja, Sie haben Recht, wir müssen uns schießen! — Ach, das ist ein Glück!" sagt der Commissionär, den jungen Mann

loslassend. „Wie, geschieht es bald? Ich habe Eile! — Mein Herr, bevor man sich schlägt, hat man stets einige Vorbereitungen zu treffen. — Ich nicht. — In zwei Stunden bin ich bereit... Es ist noch nicht neun Uhr, um elf Uhr spätestens treffen Sie mich... — Hinter dem Gehölz von Romainville, bei dem Abhang von Pantin; es sind Steinbrüche dort und man ist ganz ungestört. — Es sei; ich werde mich einfinden. Bringen Sie einen Sekundanten mit? — Wozu? — In der That, zwischen uns ist es überflüssig. Ich lasse mich nur von einem Bedienten hinfahren. — Wie Sie wollen... Ohne Lebewohl, mein Herr, ich will Sie erwarten und ich hoffe nicht, daß ich meine Gesundheit unnöthig aussetzen muß."

Sanscravate entfernt sich und tritt augenblicklich den Weg zu dem Orte des Stelldicheins an.

Jetzt geht der Commissionär langsamer, denn er weiß, daß er Zeit vor sich hat; er ist auch nicht mehr so aufgeregt, denn die Gewißheit einer nahe bevorstehenden Rache hat seinen Zorn beschwichtigt. Er ist nachdenklich. In dem Augenblick, wo man sein Leben auf's Spiel setzt, erinnert man sich der Personen, die man am ungernsten auf immer verließe, und Sanscravate sieht unwillkürlich mehrmals das Bild Bastringuettens vor seine Seele treten.

Es ist kaum halb zehn Uhr und der Commissionär befindet sich schon an dem bezeichneten Orte. Er setzt sich auf den Boden und wartet. Er ist auf der Abdachung des Romainviller Waldes. Zu seinen Füßen sind Gipsöfen und eine Ziegelhütte, vor ihm

liegt das Dorf Pantin; die Straße ist aber auf dieser Seite öde, verlassen und von langen, hohen Mauern eingefaßt, womit die Gärten umgeben sind. Rechts sind die Hügel, auf denen die Festung erbaut ist, welche die ganze Ebene beherrscht, und auf der Linken endlich sieht man unten ein Quadrat von Pappelbäumen, das einen Landsitz oder einen Spaziergang anzuzeigen scheint: das ist der Kirchhof von Pantin.

Sanscravate läßt seine Augen in der Gegend herumschweifen, blickt aber oft nach der Richtung von Pantin hin, denn nur von dorther kann ein Wagen zu dem Orte des Rendezvous gelangen; er erwartet also Albert auf diesem Wege. Dann nimmt er seine Pistolen aus der Tasche, sieht nach, ob sie recht geladen sind und stößt einen tiefen Seufzer aus.

Das Wetter ist schön, aber kalt; die Bäume sind ihres Laubwerkes beraubt. Es kommen zu dieser Zeit wenig Leute durch den Wald, bisweilen geht ein Bauer den Berg nach Pantin hinab, mitunter zeigen sich auch Steinbrecher vor ihren Hausthüren oder gehen Soldaten um die Festung herum spazieren, Niemand gibt aber auf den Commissionär Acht.

Während übrigens Sanscravate um sich her schaut, sieht er eine Frau aus dem Walde kommen, welche langsam gegen den Kirchhof hinabgeht. Die Person ist weit von ihm entfernt, aber er kann an ihrem Anzuge unterscheiden, daß es keine Bäuerin ist. Ein großer Hut mit einem Schleier verhindert ihn, ihr in's Gesicht zu sehen, und doch denkt Sanscravate,

indem er ihr nachblickt: Ich meine, ich kenne diese Frau!

Während er sich besinnt, wer es wohl sein könne, hört er Wagengerassel von Pantin her; bald darauf sieht man einen Fiaker durch das Dorf fahren und so nahe als möglich an dem Orte halten, wo es in den Wald hinaufführt.

Sanscravate bekümmert sich nicht mehr um das Frauenzimmer, er läuft eilig den Hügel hinab und befindet sich bald in Alberts Nähe, der schon aus dem Fiaker herausgestiegen ist.

Der junge Mann grüßt den Commissionär mit einer freundschaftlichen Miene, in der weder Haß noch Unwillen zu lesen ist, und sagt, auf den Kirchhof deutend, zu ihm: „Wir wollen dorthin gehen! Die Arbeiter in der Ziegelhütte können uns allein sehen; diese werden sich unserm Duell aber nicht entgegensetzen, sondern im Gegentheil erfreut sein, daß wir ihnen dieses Schauspiel bereiten."

Sanscravate antwortet nichts und folgt Albert; der Diener des jungen Vermoncey kommt hintendrein und trägt einen Pistolenkasten.

Auf dem Wege, der zum Kirchhof führt, bleibt Albert stehen und sagt: „Ich sehe nicht ein, warum wir noch weiter gehen sollten... Joseph, gib mir meine Waffen!"

Der Diener macht den Kasten auf und bringt seinem Herrn, zitternd wie ein Laub, die Pistolen. Während dieser Zeit reicht der Commissionär, der die seinigen zur Hand genommen hat, sie seinem

Gegner hin und spricht: „Wollen Sie vielleicht lieber eine von diesen?... Soll ich eine von den Ihrigen nehmen?... Mir ist es gleich; ich thue, was Sie wollen!“

Albert betrachtet die Waffe, welche ihm Sanscravate hinhält, und ruft aus: „Der Teufel! Du hast recht schöne Pistolen, Sanscravate!... Es ist sonderbar, je länger ich sie betrachte, je mehr scheint es mir, als ob sie mir bekannt wären und ich sie schon irgendwo gesehen habe. — Das ist möglich, mein Herr, denn ich habe sie von einer Person, welche Sie kennen... Madame Baldimer hat sie mir gegeben. — Madame Baldimer!“ schreit Albert. „Ach ja... in der That... in ihren Händen habe ich sie gesehen... Ich erinnere mich, daß sie mehr als ein Mal lachend zu mir sagte: Damit will ich Sie tödten! ... Wohlan, es scheint, sie habe es nicht aus Scherz gesagt... Diese Frau haßt mich doch fürchterlich... Behalte Deine Waffen und ich die meinigen. Wir wollen uns jetzt an unsere Plätze stellen!“

Albert tritt fünfzehn Schritte zurück und fragt den Commissionär: „Ist es Dir so recht? — Ja, mein Herr!“ entgegnet dieser mit bebender Stimme. — „Fasse Dich, mein armer Sanscravate, Du scheinst ergriffen!“ sagt Albert. — „Ich zittre in der That, mein Herr, und doch dürfen Sie überzeugt sein, daß es nicht aus Furcht geschieht!... Ich habe mich jedoch noch nie auf etwas Anderes als auf Faustschläge eingelassen!... Man kann sich wehe dabei thun, aber man tödtet sich nicht... ich für meinen Theil habe

wenigstens nie gefährlich zugehauen!... Wenn ich nun aber jetzt bedenke, daß ich Sie mit dieser kleinen metallenen Röhre erschießen kann, so... Ach, sehen Sie, mein Herr... wenn Sie wollen... es hängt nur von Ihnen ab... — Genug, genug, Sanscravate, wir wollen das Gespräch von heute Morgen nicht fortsetzen. Du bist der Beleidigte, ziele! — Nein, mein Herr, ich will nicht anfangen. — Es ist aber Dein Recht. — Ich habe Sie heute Morgen beleidigt, als ich Sie am Kragen schüttelte... Sie haben das Recht, zuerst zu schießen. — Höre, mein Diener soll drei Mal in die Hände klatschen und beim dritten Mal schießen wir zugleich. — Gut, so lasse ich mir's gefallen."

Albert befiehlt seinem Diener, was er zu thun hat. Dieser klatscht die Hände zusammen, wendet aber das Gesicht ab, um die Kämpfenden nicht zu sehen. Beim letzten Signal schießt Sanscravate los, der andere Schuß wird nicht gehört, aber Albert sinkt zu Boden.

Sanscravate eilt zu dem jungen Manne hin, dem die Kugel in die Seite gegangen war, woraus ein Strom von Blut floß. Er fällt weinend auf die Kniee nieder, aber Albert reicht ihm die Hand, während er sich zu lächeln bemüht und spricht: „Du hast Deine Pflicht gethan... bereue es nicht!... Wenn ich sterbe, wirst Du sehen, daß ich Deine Schwester nicht vergessen hatte. — O, ich hoffe, daß Sie nicht sterben!... diese Wunde kann geheilt werden... —

Trage mich in den Wagen und laß mich zu meinem Vater zurückführen!"

Mehr kann Albert nicht sagen, er verliert die Besinnung; Sanscravate unterstützt ihn in seinen Armen. Zwei Gipsmüller, welche der Schall des Pistolenschusses herbeigelockt hatte, helfen den Verwundeten in den Wagen tragen. Sanscravate hat das Blut zu stillen gesucht und deßhalb die Wunde mit seinem Nastuch verbunden. Joseph setzt sich in den Fiaker, damit er seinen Herrn unterstützen kann. Sanscravate ist im Begriff, sie zu begleiten; er fühlt aber nicht Kraft genug in sich, Albert zu seinem Vater zurückzubringen und läßt den Wagen fortfahren.

Schon zwei Stunden sind seit dem Duell verflossen und Sanscravate irrt noch unschlüssig im Felde herum, indem er fortwährend den Himmel anfleht, er möge Albert nicht an seiner Wunde sterben lassen.

Endlich entschließt sich der Commissionär, nach Paris zurückzukehren. Aber dort angekommen, wagt er es nicht, seine Schwester aufzusuchen: er fürchtet, sie möchte, wenn sie ihn sehe, das Vorgegangene ahnen, und er will ihr nicht gestehen, daß er sich mit ihrem Verführer geschossen hat, ehe er genau von dem Zustande des Verwundeten unterrichtet ist. Sich ruhig an seinen täglichen Platz zu setzen, wäre ihm eine unmögliche Sache gewesen; er läuft also planlos in den Straßen der Stadt umher.

Mit Einbruch der Nacht hält Sanscravate es nicht mehr aus: er muß wissen, wie es mit Albert steht, lenkt also seine Schritte dessen Wohnung zu und

denkt: Jetzt werden die Aerzte ihre Meinung über den Verwundeten ausgesprochen haben... Ich will fragen und mich nach ihm erkundigen, denn ich kehre nicht bälder zu meiner Schwester zurück, als bis ich über das Befinden des jungen Mannes beruhigt bin.

Einmal diesen Entschluß gefaßt, ist Sanscravate bald in der Caumartinstraße vor Herrn Vermoncey's Haus. Das Hofthor steht noch offen: er geht hinein und an der Loge des Portiers vorbei, er sieht aber Niemand darin; er denkt also, er wolle hinaufgehen und sich bei den Bedienten erkundigen. Er kommt vor Alberts Thüre, sie ist offen und er sieht mehrere Lichter im Vorzimmer, allein Niemand ist darin und doch sind alle Nebenzimmer offen. Diese Leere und diese Unordnung machen Sanscravate's Seele erstarren; denn es liegt etwas Trauriges, Schweigsames darin, welches entweder den Tod ankündigt oder demselben folgt.

Der Commissionär weiß nicht, was er thun soll, und doch will er nicht in dieser Ungewißheit verharren. Er entschließt sich, in das Zimmer hineinzugehen, aber er tritt sachte und vorsichtig auf, als ob er gefürchtet hätte, Jemand zu erwecken. Er geht durch ein Zimmer neben dem Vorzimmer und dringt bis in ein drittes, dessen Thüre halb geöffnet ist. Dort hört er schluchzen und weinen, er streckt den Kopf ein wenig vor und sieht Herrn Vermoncey, der seinen Kopf in seine Hände stützt und sich der peinlichsten Verzweiflung hinzugeben scheint.

Sanscravate fühlt sich zu schwach, vorwärts oder

zurück zu gehen, seine Beine brechen unter ihm zusammen; er sinkt auf einen Stuhl und bleibt dort niedergeschmettert, denn er ahnt, was an dem Schmerze dieses unglücklichen Vaters schuld ist.

In diesem Augenblick wird plötzlich eine Thüre aufgemacht, welche von der entgegengesetzten Seite ebenfalls in das Zimmer führt, wo sich Herr Vermoncey befindet. Ein Frauenzimmer erscheint. Der Commissionär erkennt den Hut und die Gestalt, welche ihm einige Augenblicke vor seinem Duell aufgefallen war. Das Frauenzimmer nähert sich Herrn Vermoncey stolz, sie wirft ihren Hut und ihren Schleier weg und ruft aus: „Erkennen Sie mich, mein Herr?"

Sanscravate ist von Staunen ergriffen, als er Madame Baldimer sieht. Herr Vermoncey hebt den Kopf in die Höhe und scheint sich über den Anblick der Person, welche vor ihm steht, zu entsetzen.

„Sie sind es, Madame," stammelt er, „welche das Verderben meines unglücklichen Sohnes geschworen haben ... Sie kommen wahrscheinlich, sich an meiner Verzweiflung zu weiden, denn mein armer Albert ist todt... er starb wenige Minuten, nachdem er zu mir zurückgebracht worden, in meinen Armen... Was hatte Ihnen denn der Unglückliche gethan, daß Sie nicht ruhen konnten, bis er zu Grunde gerichtet war? — Er, mein Herr, er hat mir nichts gethan!... Ich hätte ihn sogar sehr geliebt, wenn er nicht Ihr Sohn gewesen wäre!... Durch den Tod dieses letzten Kindes aus Ihrer Ehe aber habe ich meine Schwester, meine arme Marie, gerächt! —

Marie! — Ja, mein Herr, Marie Delbart, jene junge Stickerin, welche sie vor Ihrer Verheirathung verführt haben... Sie hatte eine Schwester, welche zehn Jahre jünger war als sie, und die ein entfernter Verwandter mit sich nach Amerika genommen hatte. — In der That, ich glaube mich zu erinnern... — Ja, Marie hat Ihnen gewiß bisweilen von dieser Schwester erzählt, welche sie so zärtlich liebte wie eine Tochter ihre Mutter, und schmerzliche Thränen bei ihrer Abreise vergoß. Nun, mein Herr, ehe Marie starb, ließ sie mir ein Schreiben zurück, worin sie mir die Geschichte ihres Unglücks mittheilte und mich dringend bat, wenn ich jemals nach Frankreich zurückkehren sollte, mein Möglichstes zu thun, ihr Kind wiederzufinden und mich an ihrem niederträchtigen Verführer zu rächen. Dieses Schreiben wurde mir nach dem Willen Mariens erst bei meiner Volljährigkeit übergeben; kurz vorher hatte ich jedoch einen reichen Pflanzer, Herrn Baldimer, geheirathet, der zwar weit älter war als ich, mich aber in eine Lage versetzte, zu der mich meine Hoffnungen nie berechtigt hatten. Ich wäre gerne augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt, um den Wunsch meiner Schwester zu erfüllen, aber mein Gatte wollte sich nicht zu dieser Reise verstehen und ich mußte warten. Vor fünfzehn Monaten starb Herr Baldimer, dann machte ich mein Vermögen zu Geld und ging mit dem festen Vorsatze, Mariens letzten Willen zu erfüllen, nach Frankreich, in mein Vaterland, zurück. Aber ihr Kind aufzufinden, war fast unmöglich... meine Schwester

hatte sich zwar noch erinnert, wie die Hebamme hieß, welche ihr beistand, als sie Mutter wurde, und die Sie bei dem schändlichen Unternehmen, Ihren Sohn in's Findelhaus zu thun, unterstützt hatte... Nach allen möglichen Bemühungen und Nachforschungen gelang es mir, diese Frau, welche jetzt sehr alt ist, auszukundschaften."

Herr Vermoncey blickt Madame Baldimer angstvoll an und stammelt: „Sie haben Sie ausfindig gemacht... Ach, mein Gott, ich habe mich vergebens bemüht!... Nun, Madame, vollenden Sie, wo ist das unglückliche Kind?... — Sie erinnern sich noch jedes Umstandes von diesem Vorfalle? Meine Schwester wohnte damals in Saint-Cloud. Als sie das Kind forttrug, welches sie vorgab, zu einer Amme zu bringen, allein Ihrem Wunsche gemäß nach Paris zu den armen Unglücklichen brachte, welche keine Familie haben sollen, dachte sie, man müsse das Kind doch erkennen, falls man es wieder zurücknehmen wolle, deßhalb machte sie ihm ein Kreuz auf den Vorderarm und schrieb auf ein kleines Papier: Er heißt Paul von Saint-Cloud."

Als Sanscravate diese Worte hört, macht er eine Bewegung des Erstaunens und murmelt: „Ach, mein Gott... das wäre..."

Aber diese Bewegung und der leise Ausruf sind nicht gehört worden, und Madame Baldimer fährt fort: „Mit dieser Auskunft begab ich mich in das Hospitium. Nach vielfachen Nachsuchungen erfuhr ich endlich, daß das Kind, welches diesen Namen ge-

tragen, von einem rechtschaffenen Handelsmann, der es an Kindesstatt angenommen hatte, aus der Anstalt herausgenommen worden war. Allein der Name dieses Handelsmanns war halb verwischt, und es war mir unmöglich, mehr herauszubringen. Was Sie betrifft, mein Herr, so war es mir ein Leichtes, Nachrichten über Sie einzuziehen. Ich erfuhr auch, daß Sie Ihre Gattin und drei Kinder verloren hatten, daß Ihnen nur ein einziger Sohn geblieben, welcher der Gegenstand all' Ihrer Zärtlichkeit war, und ich dachte bei mir, daß Ihnen die himmlische Gerechtigkeit, die Ihnen schon drei Ihrer Kinder entrissen hatte, auch das letzte nicht lassen dürfe, weil Sie einst das aus Ihren Armen verstießen, welches Sie durch meine arme Schwester empfingen ... Sie sehen, mein Herr, ich hatte Recht, auf sie zu bauen! — Genug, genug, Madame!" murmelt Herr Vermoncey, seinen Kopf in seinen Händen bergend. „O Gott, ich bin sehr bestraft für meinen Jugendfehler! Mein Albert ist nicht mehr... ich stehe allein in der Welt... denn ich werde nie Mariens Kind wiederfinden, welches ich jetzt überglücklich wäre, meinen Sohn zu nennen ... Ach, es bleibt mir auch nichts übrig als der Tod!"

Herrn Vermoncey's Stimme wird immer schwächer; beim Schlusse dieser Worte überwältigt ihn der Schmerz und er fällt in Ohnmacht. Madame Baldimer zieht die Klingelschnur an und ruft nach Hülfe. Mehrere Bediente eilen an Sanscravate vorbei, um zu ihrem Herrn zu gehen.

Der Commissionär benutzt diesen Augenblick der Bestürzung, um sich zu entfernen; er geht durch das Vorzimmer die Treppe hinab und zum Hause hinaus, ohne daß ihn Jemand bemerkt.

Sanscravate begibt sich nach Hause. Im Augenblick, wo er zu seiner Schwester eintreten will, bleibt er stehen, denn er fühlt, daß er ihr einen grausamen Stoß versetzen werde. Er weiß wohl, daß er ihr noch eine Zeit lang Alberts Tod geheim halten könnte, aber früher oder später muß Adeline dieses Ereigniß doch erfahren, und Sanscravate denkt, man müsse die Nachricht eines Unglücks nie verschieben, man behält Einem dadurch nur eine traurige Zukunft vor, während, wenn die Thränen einmal vergossen sind, man doch wenigstens hoffen darf, daß sie die Zeit trocknen werde.

Adeline war in Sorgen wegen ihres Bruders, welchen sie den ganzen Tag nicht gesehen hatte. Als sie ihn heimkommen hörte, stieß sie einen Freudenschrei aus und flog ihm entgegen; wie sie ihn aber so blaß und so niedergeschlagen sah, blieb sie stehen und fing an zu zittern, denn er hatte sogar Thränen in den Augen.

„Was ist denn geschehen?“ fragt das junge Mädchen. „Hast Du Albert gesehen? Weigert er sich noch, mich ... — Ja!“ entgegnet der Commissionär leise, mit niedergeschlagenen Blicken. „Er stieß Dich zurück, er verachtete Dich und ich habe ihn dafür bestraft! — O mein Gott, was willst Du damit sagen? — Daß Du nur noch mich zur Stütze hast, daß Dir aber diese nie fehlen wird!“

Adeline ist vernichtet, sie erstickt fast vor Schluchzen. Endlich bricht sie in einen Thränenstrom aus und ihr Bruder sagt zu ihr: „Weine, meine arme Liline... weine über das Schicksal des jungen Mannes, der mehr Muth als Tugend besaß... weine über mich, der gezwungen war, ihn zu bestrafen und sein Lebenlang diese traurige Erinnerung vor Augen haben wird... aber bedenke auch, daß Du Mutter bist... und daß Du für Dein Kind leben mußt."

Und trotz des Schmerzes, den Sanscravate über Alberts Tod empfindet, beschäftigt ihn doch unabläßig, was er in Betreff Pauls, seines alten Kameraden, gehört hat, und er denkt in seinem Sinne: „Er ist es, kein Zweifel mehr, wer Herr Vermoncey's Sohn ist!... es hinge nur von mir ab, ihm Namen, Stand und Vermögen zu verschaffen... Aber er hat mich niederträchtig verrathen... er hat mir Bastringuette abgespannt, die ich liebte... und die ich noch liebe. Er ist jetzt bei ihr, denn ich habe ihn begegnet, wie er sich auf den Arm meiner Treulosen stützte... und wenn ich ihm zu einem Vermögen verhelfen würde, so würde er es mit ihr genießen... O nein, potz Sackerment! nein!... das soll nicht geschehen... Ich bin nicht tugendhaft genug, denen Gutes zu thun, die mir Böses gethan haben! ich behalte mein Geheimniß bei mir."

Sechstes Kapitel.

Ein Ruf.

Herr Vermoncey, der sich ganz seinem Schmerze hingab, lebte zurückgezogen und nahm keine Besuche an; da er aber nicht bekannt werden lassen wollte, daß sein Sohn in einem Duell mit einem Commissionär gefallen sei, weil dieses zu der Entdeckung der Ursache dieses Duells hätte führen können, welche dem Angedenken seines Sohnes wenig Ehre gemacht haben würde, so gab Herr Vermoncey, welcher wußte, daß Niemand Zeuge des Duells gewesen als Alberts Bedienter, diesem eine beträchtliche Summe Geldes und entließ ihn wieder in seine Heimath, nachdem er vorher hatte überall aussagen müssen, sein junger Herr habe sich mit einem seiner Freunde aus irgend einer Veranlassung, die ihm unbekannt sei, geschossen. Und Niemand setzte einen Zweifel in diese Erzählung, denn sie war weit wahrscheinlicher als Alberts Duell mit einem Commissionär.

Beinahe ein Monat war seit den Ereignissen verflossen, die Alberts Tod herbeigeführt hatten, als eines Morgens ein kleiner, höchst elegant gekleideter Herr aus einem Cabriolet stieg, und nachdem er vorher sein viereckiges Lorgnon an's Auge gedrückt hatte, um sich zu überzeugen, ob er sich auch wirklich vor der Wohnung seines Freundes befinde, in Herrn Vermoncey's Haus hineinging und dem Portier zurief: „Ich will Herrn Albert Vermoncey, meinen Freund, besuchen ... ich denke, er wird von seiner

Reise in die Normandie zurückgekommen sein... und ich habe ihm tausenderlei Dinge zu sagen."

Der Portier eilt Tobias Pigeonnier nach, denn er ist dieser so glänzende und so prächtige Herr, und sagt zu ihm, als er gerade die Treppe hinaufgehen will: „Ei, mein Gott! lieber Herr, laufen Sie nicht so schnell... es ist sehr überflüssig... wissen Sie denn nicht, was vorgefallen ist? — Was denn? — Der arme Herr Albert ist gestorben! — Gestorben ... Ach mein Gott... — Ja, mein Herr, er wurde im Duell erschossen... — Im Duell erschossen?"

Tobias blickt den Portier zweifelhaft an und sucht in seinen Augen zu lesen, ob ihn derselbe nicht verhöhnen wolle, dann fährt er fort: „Ei! sag einmal, Portier, weißt Du auch bestimmt, was Du behauptest? Es war schon einmal ein Gerücht im Umlauf, Albert sei in einem Duell umgekommen, und ich weiß recht wohl, daß es nicht wahr war. — Ach! mein Herr, ich weiß es leider nur zu gewiß! — Wie lange ist Albert todt? — Uebermorgen ist es ein Monat, mein Herr... o! ich erinnere mich jenes unseligen Tages genau... man hat den armen jungen Mann in einem Gefährt nach Hause gebracht, er hatte eine Kugel in die Seite erhalten, ich selbst habe den Wundarzt geholt, und als er die Kugel herausnehmen wollte, schloß der Verwundete die Augen... und es war aus mit ihm. — Albert war also wieder nach Paris zurückgekehrt? — Ja, mein Herr. Er kam schon früher nach einer ziemlich langen Abwesenheit zurück, blieb aber nur ungefähr

acht Tage hier und reiste dann wieder ab. Vor dem Duell war er erst Abends zuvor angekommen. — Und mit wem hat er sich geschossen... weßwegen denn? — Mein Gott, mein Herr, das weiß man nicht, der arme junge Mann starb so schnell, daß er nichts sagen konnte... er hatte keinen andern Zeugen bei sich als Joseph, seinen Diener, und der hat uns erzählt, daß sich sein junger Herr bei Pantin mit einem jungen Manne, der keinen Sekundanten gehabt, und den er, Joseph nämlich, nicht gekannt, auf Pistolen geschossen habe. Der Diener war noch nicht lange in Herrn Alberts Dienste und wußte durchaus nicht, weßhalb die Herren eine Streitigkeit miteinander hatten. Ich erinnere mich wohl," fuhr der Portier fort, „an jenem Tage einen Commissionär zu Herrn Albert hinaufgehen gesehen zu haben... der wahrscheinlich die Herausforderung des Andern überbrachte... das ist aber Alles, was ich weiß. — Die Sache kommt mir sehr unklar vor... wo ist denn der Joseph? ich wäre neugierig, ein Paar Worte mit ihm zu sprechen. — Er ist wieder in seine Heimath zurückgegangen. Da Herr Albert todt war, hat ihn Herr Vermoncey nicht behalten... Ach! der arme Vater ist sehr betrübt! er geht nicht mehr aus und nimmt keine Besuche mehr an... Wenn Sie sich indeß hinaufbemühen wollen... — Nein, nein, es ist überflüssig... ich will seinen Schmerz nicht stören... Da der arme Albert todt ist, bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich zurückzuziehen."

Tobias Pigeonnier steigt nachdenklich über das,

was er so eben erfahren hat, wieder in sein Cabriolet, läßt sich auf das Boulevard des Italiens führen, und geht stolz zu Tortoni hinein, wo er Mouillot und Balivan, die beiden getreuen Stammgäste, trifft.

Beide jungen Leute stoßen einen Schrei der Verwunderung aus, als sie den kleinen jungen Mann erblicken, welcher sich lächelnd an ihren Tisch setzt, und Chokolade, Milchbrode, Gofern und Butter mit der Miene eines Mannes verlangt, der sich nicht scheut, große Ausgaben zu machen.

„O Himmel! o Himmel! darf ich trauen meinen Augen!" singt Mouillot, Tobias betrachtend, „er ist es!... er ist es wirklich!... er ist nicht nach Rußland oder auf die Marquisen-Inseln gereist, wie wir glaubten! — Und er ist gekleidet wie ein Lord," sagt Balivan. — „Er will gewiß seine Olive einlösen. — Ja, meine Herren," erwiedert Tobias, „ich bin reich... sehr reich... meine Tante ist gestorben... Die ehrenwerthe Dame, von welcher ich euch bisweilen erzählt habe, und mit der ich mich zu associren beabsichtigte, sie ist todt; ich habe sie geerbt, sie hat mir ein beträchtliches Vermögen hinterlassen! — Worin besteht es? — In Gegenständen aller Art... Ich setze vielleicht ihr Handelsgeschäft fort... gewiß weiß ich es indeß noch nicht... Was aber die unglückliche Olive anbetrifft, so liegt es, bei Gott! nicht an mir, daß ich sie nicht früher eingelöst habe, denn ich wußte Herrn Varinets Adresse nicht. — Sie hätten uns darum befragen können.

— Ich begegnete Ihnen nirgends. — Ach! welcher Vorwand! wir sind alle Morgen in diesem Kaffeehause. Gleichviel! wenn Sie Lust haben, Varinet zu bezahlen, so kann es sein, er wird bald selbst kommen. — O! dann erwarte ich ihn. — Und wissen Sie auch, daß der arme Albert... — Todt ist, ja, das weiß ich. — Er wurde im Duell getödtet... und Niemand weiß durch wen... ist das nicht höchst sonderbar?"

Tobias beißt sich in die Lippen, runzelt die Stirne, blickt gen Himmel und murmelt: „Ach! es gibt oft Dinge in der Welt, die man nicht sagen kann... man erräth aber am Ende doch die Wahrheit! Ihr werdet wohl begreifen, daß der, welcher Albert getödtet hat, sich dessen nicht rühmen wird... weil es ihn wahrscheinlich selbst sehr angreift."

Damit zieht Tobias sein Nastuch aus der Tasche und schnäuzt sich vier Mal hintereinander, um die Andern glauben zu machen, er weine.

Mouillot und Balivan blicken sich erstaunt an, allein Mouillot sagt halblaut: „Ach was! das ist nicht möglich!..."

Tobias ißt erst an seinem fünften Brödchen, als Herr Varinet mit Herrn Dupetrain eintrifft. Der erstere grüßt den jungen Pigeonnier kalt, dieser beeilt sich aber zu ihm zu sagen: „Mein Herr, ich habe mich sehr bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich so lange Ihr Schuldner geblieben bin; es scheint übrigens, als habe uns der Zufall stets von einander entfernt gehalten. Da ich Sie aber jetzt treffe, will ich,

wenn Sie es erlauben, mich meiner Verbindlichkeit gegen Sie entledigen."

Herr Varinet zieht hastig seine Börse heraus, entzückt, den Olivenkern los zu werden: er nimmt ihn und überreicht ihn Tobias mit den Worten: „Hier ist Ihr Fetisch, mein Herr. — Ich erkenne ihn nicht mehr," entgegnet Pigeonnier, die Olive betrachtend. Der junge Mann mit den blonden Wimpern versetzt trocken: „Mein Herr, Sie haben ihn so lange in meinen Händen gelassen, daß er sich wohl verändern konnte. Wenn Sie ihn am folgenden Tag bezahlt hätten, wie dieß bei Spielschulden gewöhnlich der Fall ist, so wäre er nicht zum Kerne eingeschrumpft."

Tobias weiß nichts zu erwiedern, sondern langt eine Brieftasche aus dem Sacke, macht sie auf, damit man die Bankzettel sieht, die darin sind, nimmt einen Fünfhundert-Franken-Schein heraus und gibt ihn Varinet. — „Was schadet es," sagt er, „ob einer mehr oder weniger darin ist, unter so vielen merkt man es kaum. — Diese Brieftasche könnte Cölestin in diesem Augenblicke helfen," sagt Mouillot. — „Warum denn? — Weil er seit zwei Monaten im Schuldthurm sitzt. — Bah! warum nicht gar... im Schuldthurm! der arme Cölestin... ich werde nach ihm sehen... ich werde ihm zu helfen suchen."

Hierauf empfiehlt sich Tobias mit wichtiger Miene von seinen Freunden und verläßt das Kaffeehaus; er hat übrigens noch nicht dreißig Schritte auf dem Boulevard gemacht, als ihm Herr Dupetrain nach-

eilt, ihn unter dem Arme nimmt und zu ihm sagt: „Mein lieber Herr Pigeonnier, ich habe Ihnen was Wichtiges mitzutheilen... nämlich einen guten Rath ... kurz Etwas, was Ihnen von großem Nutzen ist, damit Sie sich in Acht nehmen können. — Was denn?“ ruft Tobias schon erschrocken aus, „will man mich bestehlen... Man wird erfahren haben, daß ich meine Tante geerbt habe und mir mein Geld stehlen wollen, nicht wahr? — Das durchaus nicht; auch würde man mich wahrscheinlich nicht in's Vertrauen gezogen haben, wenn man Sie bestehlen wollte. — Wahrhaftig, Sie haben recht... aber Sie sagen, ich solle mich in Acht nehmen. — Weil ich mich für Sie interessire, Herr Pigeonnier, denn Sie glauben an den Magnetismus und ich erinnere mich sogar, daß ich Ihnen das letzte Mal, als wir zusammen speisten, einen sehr interessanten Fall in Betreff der außerordentlichen Wirkungen des Somnambulismus erzählen sollte... die Sache verhält sich so: Eine Dame, deren Mann verreist war, wünschte zu wissen, ob...“

Tobias befreit sich lebhaft von Herrn Dupetrain's Arm und ruft ungeduldig aus: „Haben Sie wegen dieser Erzählung zu mir gesagt, ich solle mich in Acht nehmen? — Ach! entschuldigen Sie... ich habe Ihnen in der That noch nicht gesagt... was ich eigentlich meinte: Ich kam neulich in einer Gesellschaft mit Herrn Plays zusammen... Sie kennen ihn? den Mann von Madame Plays? — Ja, ja,“ entgegnet Tobias mit dünkelhafter Miene, „eine ehr-

liche Haut! ich kenne übrigens seine Frau besser als ihn. Nun, was hat der gute Plays zu Ihnen gesagt? — Der gute Plays... da es Ihnen beliebt, ihn so zu nennen, hat mich im Verlauf des Gespräches gefragt, ob ich Sie kenne, und mich, als ich ihm dieses bejahte, gebeten, Ihnen, wenn ich Sie sehe, zu sagen, Sie möchten ihm doch aus dem Wege gehen, denn seine Frau habe ihm befohlen, Sie zu tödten, weil Sie, wie es scheint, dieselbe beleidigt und sehr gekränkt haben; das sind die Worte des Herrn Plays."

Tobias schlägt ein schallendes Gelächter auf und versetzt: „Ach, herrlich!... köstlich!... ah! Sie beauftragt ihren Mann, mich zu tödten!... ich errathe schon, warum... Armer Gatte! es ist ein Glück, daß er mir es vorher zu wissen thut. Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, mein lieber Dupetrain, aber ich versichere Sie, die Sache beunruhigt mich auch nicht im Mindesten... Herr Plays ist durchaus nicht mordlustig, auch brauche ich nur ein Wort zu sagen, um... Ach!... es wäre mir weit lieber, wenn ich mir gar kein Duell vorzuwerfen hätte."

Tobias zieht wieder mit gerührt scheinender Miene sein Taschentuch heraus. Dupetrain erwiedert: „Es freut mich außerordentlich, daß Sie diese Sache nicht angreift... jetzt will ich Ihnen also die Geschichte erzählen, welche ich letzthin nicht Zeit hatte zu vollenden: Eine junge Dame, deren Mann schon seit Längerem verreist war... — Verzeihen Sie, Herr Dupetrain, aber man erwartet mich bei einem Ren-

dezvous, wo ich nicht fehlen darf... Sie sind ohne Zweifel ein anderes Mal so gütig."

Zwei Tage nach dieser Unterredung trifft Tobias, der, seit er seine Tante Abraham geerbt hat, unaufhörlich alle Bälle, alle Gesellschaften, alle Promenaden, alle Concerte und Theater besucht, eines Abends mit Herrn Plays und seiner Frau im Foyer de l'Opéra zusammen.

Madame Plays steht stille, wirft einen vernichtenden Blick auf Tobias, stößt ihren Mann und sagt zu ihm: „Da ist er!... — Wer?" frägt Herr Plays. — „Der Unverschämte, der sich auf meine Kosten lustig gemacht hat und den Sie züchtigen müssen!"

Herr Plays wird schneeweiß; er stützt sich auf den Arm seiner Gattin und murmelt: „Meine Hühneraugen schmerzen mich fürchterlich! es gibt morgen andere Witterung; das bedeutet Regen. — Mein Herr, es handelt sich jetzt nicht von Ihren Hühneraugen... hier ist der junge Mann, der Schuld ist, daß ich zwei Monate eine Cigarre bei mir trug, ich muß Satisfaction haben, mein Herr... Ich setze mich auf diese Bank und lasse Sie nicht aus den Augen; fordern Sie augenblicklich Herrn Pigeonnier heraus, oder ich lasse Sie nie mehr in mein Boudoir ... Sie verstehen mich... gehen Sie, mein Herr."

Die prächtige Herminie setzt sich beim Eingang in das Foyer und läßt sich gleichgültig von den Herren betrachten, die während des Zwischenaktes hier auf und ab gehen. Was Herrn Plays betrifft, der in diesem Augenblick Jemand herausfordern soll, so

wäre er jetzt lieber auf der Eisenbahn oder in Algier gewesen.

Tobias hatte die beiden Gatten sehr gut erkannt, und spazierte, sich in den Spiegeln beschauend und sein Lorgnon in's Auge drückend, im Saale auf und ab. Mit einem Male richtet eine schüchterne Stimme das Wort an ihn, er dreht sich um und erkennt Herrn Plays, der übrigens durchaus nicht herausfordernd aussieht und ihn höflich begrüßt, indem er fragt: „Ich habe die Ehre, mit Herrn Pigeonnier zu sprechen? — Ei! der Herr Plays!... ich bin entzückt, Sie zu treffen! Wie steht es mit Ihrer werthen Gesundheit? — Erträglich, ich danke Ihnen ... ich habe bloß Schmerzen in meinen Hühneraugen... Meine Stiefel drücken mich... haben Sie auch? — Stiefel? — Nein, Hühneraugen. — Diese Plage ist mir ganz fremd. — Ach! wie glücklich sind Sie!"

Bei diesem Ausruf wendet sich Herr Plays um und sieht, daß seine Frau wüthende Blicke auf ihn wirft, er erinnert sich ihres Befehles und sagt halblaut zu Tobias: „Mein lieber Herr Pigeonnier... ich muß Ihnen sagen, daß mich meine Frau zu Ihnen schickt, weil sie glaubt, daß Sie sich... ein wenig über sie lustig gemacht haben, indem Sie behaupten, Sie hätten den Herrn Albert Vermoncey im Duell getödtet... Sie wissen, die Weiber ärgern sich gleich über Alles... Herminie besonders ist sehr empfindlich ... Sie haben ihr auch eine kleine Cigarre überbracht ... Kurz, sie ist wüthend auf Sie... und verlangt, ich solle Sie herausfordern... das ist aber

höchst unvernünftig... wir müssen die Sache unter uns zu arrangiren suchen..."

Tobias nimmt eine ernste Miene an und unterbricht Herrn Plays mit den Worten: „Ihre Frau Gemahlin hat Recht... vollkommen Recht, und es wundert mich durchaus nicht, daß sie Ihnen befohlen hat, mich zu tödten... Ich bin sogar damit einverstanden."

Herr Plays steht bald auf den einen, bald auf den andern Fuß und betrachtet den kleinen Herrn mit unruhiger Miene, indem er stammelt: „Wie, Sie wollen sich schießen? — Still! hören Sie mich gefälligst einmal an! Ich wiederhole Ihnen, daß ich allerdings Ihren und Ihrer Frau Gemahlin ganzen Unwillen verdienen würde, wenn ich mich aufgeführt hätte, wie sie glaubt. Das ist aber nicht der Fall, und sie ist jetzt nur zu sehr an dem armen Albert gerächt. Ich glaubte in der That, ihn in einem früheren Duell getödtet zu haben, es war aber ein Irrthum von mir... seitdem habe ich mich jedoch an ihm revanchirt... Als ich vor einem Monate Alberts Rückkehr nach Paris erfuhr, schickte ich ihm sogleich durch einen Commissionär ein Cartel zu ... er fand sich auf dem Platze ein. O! er war ein ehrenvoller Mann... Wir schoßen uns bei Pantin auf Pistolen... Albert bekam eine Kugel in die Seite... und starb am nämlichen Tage noch. Sagen Sie selbst, mein Herr, ob Ihre Frau Gemahlin jetzt noch ein Recht hat, sich über mich zu beklagen, wenn ich mich zwei Mal für sie geschlagen... und, um sie zu rächen, einen meiner besten Freunde getödtet habe."

Herr Plays drückt Tobias die Hand und sagt zu ihm: „Sie sind ein Tapferer... ich habe nicht daran gezweifelt... Also ist der arme Albert dieß Mal wirklich todt? — Ja, leider; denn ich verhehle Ihnen nicht, daß ich es sehr bedaure. — Ich glaube es, o! ich glaube es. Leben Sie wohl, Herr Pigeonnier... Ich muß Sie jetzt um Entschuldigung bitten. — Ich bin ganz der Ihrige, Herr Plays."

Tobias entfernt sich. Herminiens Gatte kommt zu seiner Frau zurück und erzählt ihr, was der junge Mann zu ihm gesagt hat. Madame Plays hört ihn ungeduldig an und ruft aus: „Das ist nicht wahr... er hat Sie abermals für Narren... Albert ist nicht todt... — Er schien übrigens sehr ergriffen, meine liebe Freundin, und da er mir alle Details angegeben hat... — Es sind lauter Lügen! Wir wollen uns jedoch bald überzeugen, ob es wahr ist, und wehe Ihnen, mein Herr, wenn Sie sich haben anführen lassen. Kommen Sie... kommen Sie... — Wohin denn, Madame? — In Herrn Vermoncey's Haus... O! dieß Mal laß ich mich nicht hintergehen."

Herminie nimmt ihren Gatten beim Arme, führt ihn aus dem Opernhause hinaus, steigt mit ihm in einen Wagen und läßt sich vor Alberts Wohnung führen. Dort erkundigt sie sich bei dem Portier und erfährt, daß der junge Vermoncey in der That vor einem Monat im Duell getödtet worden sei. Alle Einzelnheiten, die man ihr von dem traurigen Ereignisse erzählt, passen vollkommen mit dem zusammen, was Tobias gesagt hat.

Nun fängt Madame Plays laut zu schreien, zu schluchzen und zu weinen an, zerreißt ihr Taschentuch, fällt in Krämpfe, wälzt sich in der Loge des Portiers herum und heißt Tobias ein Ungeheuer, einen Mörder.

Herr Plays bringt seine Frau nicht ohne Mühe nach Hause, und sie frägt ihn auf dem ganzen Wege, ob er nicht wisse, was sie mit dem Cigarrenstümpchen von Albert angefangen habe; sie erklärt, daß sie dem, der es finde, tausend Franken geben würde.

Und nach Verlauf einiger Tage erzählt Madame Plays überall, daß Herr Tobias Pigeonnier den jungen Albert Vermoncey im Duell erschossen habe. Da Niemand dieser Behauptung widerspricht, sondern der, den man für den Sieger hält, sie zuerst bestätigt, so gilt diese Nachricht bald für authentisch, und Tobias wird in Kurzem für einen Duellanten angesehen, mit dem es nicht gerathen sei, sich einzulassen.

Siebentes Kapitel.

Eine alte Dame.

Adeline war immer gleich traurig, aber sie weinte nicht mehr, wenigstens nicht in Gegenwart ihres Bruders, denn sie fühlte wohl, daß sie dadurch nur Sanscravate's Kummer und Schmerz vermehre, der doch ihretwillen genöthigt gewesen war, eine Handlung zu begehen, die er bereute, obgleich er behauptete, er habe nicht anders verfahren können.

Der Commissionär arbeitete eifrig und ohne Un-

terlaß; er war nicht mehr derselbe Mensch wie früher. Seit seinem Duell mit Albert war er so sanft wie ein Kind, und weit entfernt, mit Jemand Streit zu suchen, war er immer der Erste, der Frieden stiftete, wenn es Händel in seiner Nähe gab. Statt, wie ehedem häufig geschah, sich zu betrinken, mied er alle Gelegenheit dazu, ging nicht mehr in's Wirthshaus und aß zu Hause bei seiner Schwester, der er jeden Tag getreulich seinen Verdienst heimbrachte.

Dem Rathe ihres Bruders zufolge hatte Adeline an ihren Vater geschrieben, ihm ihren Fehltritt bekannt, und ihr ganzes Betragen und die daraus hervorgegangenen Ereignisse erzählt. Die Antwort ließ sich nicht erwarten: der alte Vater Renaud that seiner Tochter zu wissen, daß er ihr verzeihe, und daß ihr, wenn sie zu ihm zurückkehren wolle, seine Arme offen stünden. Sanscravate hatte hierauf zu seiner Schwester gesagt: „Wenn Du Dein Kind geboren hast und stark genug zur Reise bist, dann gehen wir von hier weg und kehren in unsere Heimath zurück. Ich will mich dort niederlassen und mich nicht mehr von euch trennen: ein kräftiger, muthiger Mann kann überall arbeiten und ich habe auf diese Weise genug an Paris! Wenn man in einer Stadt weder einen Freund noch eine Freundin hat, die Einem am Herzen liegt, dann verläßt man sie ohne Bedauern!"

Einige Tage nach Alberts Tod war ein Bote von Herrn Vermoncey in das bescheidene, von dem Bruder und der Schwester bewohnte Logis gekommen; er hatte einen Brief mit Adelinens Adresse gebracht,

der folgende Worte enthielt: „Fräulein, mein unglücklicher Sohn hat Sie vor seinem Tode nicht vergessen. Ehe er zum Duell ging, setzte er noch ein Dokument auf, vermöge dessen er Ihnen das ganze, ihm noch von seiner Mutter übrige Vermögen zuschrieb, und Sie meiner Großmuth anempfahl. Ich will den letzten Willen meines armen Sohnes erfüllen. Was ihm noch übrig war, belief sich nicht einmal auf zwölfhundert Franken Renten; ich sichere Ihnen aber von heute an eine jährliche Pension von sechstausend Franken zu, wovon Sie jeden Augenblick die Summe für das laufende Jahr in Empfang nehmen können.

Vermoncey."

Nachdem Adeline dieses Schreiben durchlesen hatte, überreichte sie dasselbe ihrem Bruder. Sanscravate las es ebenfalls und blickte dann seine Schwester an: Beide verstanden sich, ohne sich auszusprechen. Adeline antwortete Alberts Vater unverzüglich: „Ich bin sehr dankbar für Ihre Güte, mein Herr, aber ich will und kann nichts annehmen... Ich wollte Alberts Liebe und seinen Namen für mein Kind... Der Himmel hat es nicht gestattet; das Geld, welches Sie mir jedoch jetzt anbieten, würde mir als der Preis meiner Schande erscheinen."

Adeline hatte dieses Billet ihren Bruder lesen lassen, und dieser rief dann aus: „Gut gesprochen! Sackerlott! ich hätte nicht besser antworten können."

Der Bote nahm diese Antwort mit fort und seitdem hatte man nichts mehr von Herrn Vermoncey erfahren.

Sanscravate that sein Möglichstes, seine Schwester aufzuheitern und zuweilen ein Lächeln auf ihre Lippen zu locken, aber es fiel ihm um so schwerer, als er selbst einen Kummer in seinem Herzen hatte, den er nicht besiegen konnte.

Wenn er Abends zu Adelinen heimkam und sich mit der Absicht neben sie setzte, sie durch die Erzählung irgend eines Vorfalls, den er im Laufe des Tages mit angesehen hatte, aufzuheitern, so traten ihm die Erinnerungen der Vergangenheit vor seine Seele: er versank in tiefes Nachsinnen und schien ganz zu vergessen, daß sich seine Schwester in seiner Nähe befand.

Eines Abends, als Sanscravate lange in Gedanken vertieft gewesen, nähert sich ihm Adeline, legt sanft ihre Hand auf seine Schulter und sagt zu ihm: „Du hast noch einen andern Kummer, mein Freund, außer dem, den ich dir verursachte... Ich erinnere mich überdieß, daß Du eines Tages, als Du mich in Lagny holtest, zu mir sagtest: Ich bin selbst betrübt und will Dir eines Tages erzählen, warum... Nun, ist dieser Tag noch nicht gekommen? ich kann Dir zwar nicht versprechen, daß ich Dich werde trösten können, aber ich werde Deine Leiden begreifen, und es ist schon einige Erleichterung, wenn man eine Freundin hat, die mitfühlt, was wir empfinden."

Sanscravate blickt seine Schwester traurig an, küßt sie auf die Stirne, fährt mit der Hand durch sein Haar und ruft aus: „Sackerment! Du hast Recht ... Ich will Dir Alles erzählen... Die Geschichte

ist übrigens einfach und kurz: Ich hatte eine Liebe in meinem Herzen... eine Liebe, die, so viel ich wenigstens glaubte, getheilt wurde... Kurz, Bastringuette war mein... wie Du Herrn Albert gehörtest, nur mit dem Unterschiede, daß ich sie nicht verführt habe... denn siehst Du, in Paris weiß ein Mädchen recht wohl, was sie thut, wenn sie ihr Herz hingibt: man kann ihr gefallen, aber man verführt sie nicht. Bastringuette war ein gutes Mädchen, zwar etwas leichtsinnig in ihrem Wesen und etwas keck in ihren Ausdrücken... aber ich liebte sie so... und sie liebte mich auch, wie ich war, und doch muß ich gestehen, daß ich damals weit unordentlicher war als jetzt! Ich spielte, ich trank, ich berauschte mich, prügelte und raufte mich wegen eines jeden Wortes, wegen eines Nichts!... und verschwendete oft in einem Tage, was ich eine Woche hindurch verdient hatte... aber sie verzieh mir meine Thorheiten und sorgte für mein Zimmer, für mein Weißzeug... und das Alles so uneigennützig, denn sie schickte mir manchmal noch zu essen, und doch hat sie selbst nichts übrig, denn sie verdiente oft mit ihrem Grünshandel in acht Tagen nicht so viel, als ich mit Johann Ficelle und andern Müßiggängern an einem Abend ausgab. — Armes Mädchen! sie liebte Dich sehr! — Bah! Du glaubst das! ich habe es auch geglaubt!... aber Du sollst hören, wie ich mich getäuscht habe. Ich hatte auch einen Freund, einen Kameraden, der etwas jünger ist als ich... er hieß Paul, war auch Commissionär und hatte seinen Platz neben mir...

Dieser Paul hatte eine so sanfte Miene ... und Manieren ... die Einen für ihn einnahmen ... er war dabei ein guter Arbeiter! Er schlenderte nicht müßig umher, betrank sich niemals, und ertheilte mir immer einen guten Rath ... Ich betrachtete ihn daher auch wie meinen Bruder! ich hätte mich für ihn geschlagen ... ich wäre für ihn durch's Feuer gegangen! ... Wohlan! Bastringuette hat mich verlassen, um mit Paul zu gehen ... und er gab, während er mir schwor, er sehe sie nicht, er liebe eine Andere, Bastringuetten Rendezvous ... und kam mit ihr in einem andern Quartier zusammen, wo sie hofften, nicht gesehen zu werden. — Weißt Du das auch gewiß, mein Bruder? — Ach! wenn man mir es bloß gesagt hätte, würde ich es nicht geglaubt haben! aber ich habe es gesehen ... mit meinen eigenen Augen gesehen! ... es war nicht mehr zu bezweifeln! Ich wollte sie anfangs nur mit Verachtung strafen ... aber eines Tages war ich mit Johann Ficelle zusammen gewesen und etwas benebelt ... da sah ich Paul mit meiner Treulosen an einer Straßenecke stehen ... mein Gott! ich konnte nicht mehr an mich halten ... ich wollte mich schlagen ... ich stürzte auf ihn los ... er vertheidigte sich nicht ... — O! mein Gott, Du hast ihn getödtet! — Nein, nein ... nur verwundet ... und das nur zufällig ... er fiel auf einen Pflasterstein nieder ... ist aber schon lange wieder geheilt! ... zum Glück sehe ich ihn nicht mehr ... er steht jetzt an einem andern Platze ... in der Taitbout-Straße, glaube ich ... — Ich

hoffe übrigens, mein Freund, daß Du Dich, wenn Du ihn wiedersiehst, nicht mehr mit ihm schlägst, ein Mal ist genug, ach, oft schon zu viel."

Adeline bedeckt ihre Augen mit dem Taschentuch. Sanscravate entgegnet: „O nein, nein, es ist aus, ich rede nicht mehr mit ihm! übrigens hat es der Himmel gefügt, daß... o, das ist eine höchst sonderbare Geschichte! — Was denn, mein Freund? — Denke Dir, daß ich durch einen merkwürdigen Zufall vor kurzer Zeit ein Geheimniß entdeckt habe, wodurch Paul zu einem Namen, einem Vater und einem großen Vermögen gelangen würde, denn er ist ein Findelkind, das seine Eltern nicht kennt, und ich, ich allein kenne sie; ich brauche nur ein Wort zu sagen, um ihn zu Glück, Reichthum und Ansehen zu verhelfen. — Nun, mein Bruder? — Nun, ich sage es nicht. — Ach, mein Freund! Jemand seines Vermögens oder gar der väterlichen Zärtlichkeit zu berauben, ist ein Unrecht! Sieh, lieber Bruder, ich bin überzeugt, daß Dich das in Deinem Innern quält, weil Du fühlst, daß das schlecht von Dir ist! — Möglich, das hindert mich aber nicht, mein Geheimniß zu verschweigen. Er würde Bastringuette dann Hüte, Geschmeide und Möbeln kaufen; er würde sie in der Kutsche herumführen, mit ihr in den Gasthäusern speisen, und sie würde sich dann erst freuen, daß sie mich seinetwillen verlassen hätte. O nein! Parbleu! nein, das geschieht nicht! — Aber, mein Bruder... — Genug, sprich mir nichts mehr von dieser Sache, komm nicht mehr darauf zurück, Du

änderst meinen Entschluß nicht, Du machst nur, daß ich auf Dich, auf sie und auf die ganze Welt böse werde, sonst bezweckst Du gar nichts."

Mehr als drei Wochen waren seit diesem Gespräche vergangen, ohne daß sich in der Lage des Commissionärs oder seiner Schwester irgend etwas verändert hätte, als Sanscravate, der allein auf seinem Platze saß, weil Johann Ficelle sich schon seit acht Tagen nicht mehr gezeigt hatte, an einem schönen Wintermorgen eine bejahrte Frau die Straße einherkommen sah, welche rechts und links schaute und nicht recht zu wissen schien, was sie eigentlich wollte.

Diese Frau, welche etwas über sechszig Jahre alt sein mochte, war klein, mager, blaß und schien kränklich zu sein. Obgleich ihr Anzug anständig war, war er doch höchst einfach und bescheiden; man sah ihr nicht gerade Armuth, aber doch Dürftigkeit an. Trotz dem hatte sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen, das, in Verbindung mit ihren angenehmen Gesichtszügen, ihrem Aeußern etwas Edles verlieh, welches auch die demüthigste Kleidung nicht verbergen und die eleganteste Toilette bei denen nicht ersetzen kann, denen es nicht von der Natur oder durch die Erziehung gegeben ist.

Die Frau, welche sich endlich entschlossen hat, Sanscravate anzureden, geht auf den Commissionär zu und fragt ihn sehr höflich: „Könnten Sie mir nicht sagen, mein Herr, ach! ich weiß selbst nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, um mich verständlich zu machen... — Reden Sie nur, Madame,

suchen Sie vielleicht Jemand in diesem Quartier? Ich bin schon lange auf diesem Platze und kann Ihnen vielleicht die Adresse sagen. — Nicht nach einer Adresse, sondern nach einer Person wünschte ich mich zu erkundigen und etwas zu erfahren, was ich schon lange gerne gewußt hätte. Sagen Sie mir vor allen Dingen, sind Sie der einzige Commissionär in dieser Straße? — Nein, Madame, es ist noch einer da, Johann Ficelle, er ist aber heute nicht auf dem Platze, er ist sogar schon eine ganze Woche nicht mehr an's Geschäft gekommen, und wird sich's wahrscheinlich wohl sein lassen. — Was ist dieser Johann Ficelle für ein Mann? — Hm! ein kleiner, magerer, fast häßlicher Mensch von etwa dreißig Jahren. — O, den meine ich nicht! Der, den ich suche, ist erst dreiundzwanzig Jahre alt, sieht aber jünger aus, man hält ihn kaum für zwanzig, er ist hübsch gewachsen, hat ein hübsches Gesicht, und seine Stimme ist so sanft wie seine Augen."

Sanscravate runzelt die Stirne ein wenig, indem er entgegnet: „Aha, Sie sprechen von Einem Namens Paul. — Paul!" rief die alte Dame aus, „so heißt er. Wie! Sie kennen ihn also? — Das versteht sich, da er ja Commissionär neben mir war. Es ist noch nicht lange her, daß er einen andern Platz hat. — Commissionär... es ist also wahr... armer Junge. Ach, das thut er meinetwillen, ich bin es überzeugt."

Die alte Frau konnte nicht mehr sprechen, sie weinte zum Ersticken. Sanscravate war genöthigt, sie zu unterstützen, bis sich ihre Bewegung einiger=

maßen gelegt hatte. Endlich, nachdem sie sich etwas gesammelt, drückte sie Sanscravate's Hand, während sie sprach: „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen. Wenn Sie wüßten, was Sie für einen braven Jungen zum Kameraden gehabt haben, wenn Ihnen sein edles Herz und seine schöne Handlungsweise an mir bekannt wäre... O, ich muß es Ihnen aber sagen, mein Herr, denn ich will es der ganzen Welt sagen, ein solches Betragen verdient bekannt gemacht zu werden, wäre es auch nur, um Anderen ein Beispiel zu geben, es nachzuahmen. Ich heiße Desroches, mein Gatte war ein Handelsmann, und sowohl wegen seiner Herzensgüte als wegen seiner strengen Rechtschaffenheit hoch geachtet. Eines Tages, es war noch zur Zeit unseres Glückes, ward mein Mann durch den Anblick jener armen, von ihrer Familie verlassenen Kinder lebhaft gerührt, und eines derselben erregte seine besondere Theilnahme. Das war der junge Paul, welcher damals höchstens zehn Jahre alt war. Wir hatten keine Kinder, diese fehlten allein zu unserem Glücke; mein Mann bot sich an, das genannte in sein Haus aufzunehmen, und man entsprach seinem Verlangen ohne alle Schwierigkeit. — Das habe ich Alles gewußt, Madame," versetzte Sanscravate, „Paul hat es erzählt, daß er von Herrn Desroches adoptirt, daß er sogar Commis in seinem Geschäfte wurde, daß dann später Unglücksfälle und Bankerotte Ihren Gatten ruinirten, und dieser wahrscheinlich aus Kummer starb, weil er mit seinen Zahlungen nicht einhalten konnte. — Ja, mein

Herr, ja, so verhält es sich; das ist aber noch nicht Alles und ich wette, Sie wissen sonst nichts, denn Paul hat Sie nicht von seinem edlen Betragen unterrichtet. — Ich weiß in der That sonst nichts. — Nun, mein Herr, Paul, der achtzehn und ein halbes Jahr alt war, als ich meinen Gatten verlor, sagte damals zu mir: Trösten Sie sich, meine gute Mutter, ich will nicht nur Sorge für Sie tragen, sondern auch dafür sorgen, daß das Andenken meines Wohlthäters geachtet wird: ich will alle seine Schulden bezahlen, durch Fleiß und Arbeit werde ich es wohl dahin bringen. Der arme Junge ließ in der That die Gläubiger meines Mannes zusammen kommen und versprach ihnen, wenn man ihm Zeit lasse, so wolle er Desroches' Schulden zurückbezahlen. Die Gläubiger entgegneten ihm, von seiner Aufopferung gerührt, er solle die Bedingungen selbst feststellen. Die noch schuldigen Summen beliefen sich zusammen auf achttausend Franken. Paul verlangte zu gänzlicher Tilgung derselben fünf Jahre; dann sagte er, ich solle meinetwegen ganz beruhigt sein, er werde mich mit allem Nöthigen unterstützen; hierauf ging er fort, um sich eine Stelle zu suchen. Ich brachte mehrere Tage zu, ohne ihn zu sehen, endlich kam er wieder und theilte mir mit, daß er in einem Handlungshause in der Vorstadt Saint-Honoré angestellt sei, in dessen Nähe er auch wohnen müsse, er werde mich aber bestimmt zwei Mal in der Woche besuchen, und die gegen die Gläubiger meines Gatten eingegangenen Pflichten halten. Seit jener Zeit bezahlte er in

der That alle drei Monate die versprochene Summe, und überbrachte mir immer die quittirten Rechnungen mit den Worten: Hier, gute Mutter, es macht mich glücklich, das Andenken meines Wohlthäters in Ehren erhalten zu können! Und ich, mein Herr, ich ahnte nicht, daß der arme Junge, der keine Stelle gefunden hatte, sich zum Commissionär hergab, um seine Versprechungen halten zu können, und daß er unermüdlich arbeitete und sich das geringste Vergnügen versagte, damit er für mich und für die Ehre meines Gatten seinen ganzen Erwerb auf die Seite legen konnte."

Bei diesen Worten zieht Madame Desroches, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten kann, ihr Nastuch aus der Tasche und hält einen Augenblick inne, um sich die Augen abzuwischen.

Sanscravate gibt sich umsonst die äußerste Mühe, sich nicht rühren zu lassen. Trotz seiner Grimassen, der gleichgültigen Miene, die er beibehalten will, ungeachtet daß er den Mund verdreht und sich in die Lippen beißt, rinnen ihm zwei große Thränen aus den Augen.

„Beim Henker," murmelt er durch die Zähne hindurch, „es ist einerlei... das ist ehrenvoll! Ist es auch der Mühe werth, daß man wegen der Koketterie eines Weibsbildes Händel anfängt, und wegen einem vermaledeiten Unterrock sich mit einem Freunde entzweit!... ach, das ist gar zu dumm! Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß mein Geheimniß preisgeben."

Und nachdem er sich gestellt hat, als ob er sich schneuze, um heimlich die Thränen aus den Augen zu wischen, sagt Sanscravate zu der alten Dame: „Wie haben Sie aber erfahren, daß Paul Commissionär geworden ist? — Auf folgende Art, mein Herr. Vor vier bis fünf Monaten war ich sehr krank, dann blieb Paul bei mir, verpflegte mich und ging nicht an sein Geschäft. Machen Sie sich keine Sorgen, sagte er zu mir, es ist ein anderer Commis da, der versprochen hat, meine Stelle zu ersetzen und meine Arbeit zu versehen. Ach, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich in der alten Templestraße, neben der Barbettestraße, wohne. — Neben der Barbettestraße!" ruft Sanscravate aus, „in einem hohen Hause mit einem großen Hausgange, in dem unten ein Gewürzkrämer wohnt? — Ja, mein Herr, in demselben... — Fahren Sie fort, Madame, fahren Sie fort. — Wohlan! eines Morgens, als es wieder besser ging, und Paul wieder in sein Handlungshaus gegangen war, wie er mir wenigstens vorgab, erkundigte er sich nach meinem Wohlbefinden. Er war noch nicht lange da, als ein großes Mädchen kam, welches mir Sachen brachte, die ich bei meiner Gemüsehändlerin bestellt hatte, welche auch in der Nähe wohnt... Was ist Ihnen denn aber, mein Herr, Sie scheinen so ergriffen? — Nichts, Madame, nichts, Sie sollen es nachher erfahren, aber reden Sie doch fort, vollenden Sie doch! — Das große Mädchen stieß einen Schrei des Erstaunens aus, als sie Paul erblickte, ich bemerkte, daß sie ihn erkannte, und daß sie sich

wunderte, ihn in einer bürgerlichen Kleidung zu sehen; ich bemerkte auch, daß ihr Paul einige Worte in's Ohr flüsterte, mehr wußte ich aber nicht. Nur als Bastringuette, so heißt das junge Mädchen, mir wieder etwas von der Grünshändlerin, ihrer Base, brachte, sagte sie zu mir: Ach, Madame, Herr Paul ist ein sehr braver Mann! Und... aber Sie weinen, mein Herr? — Weiter, weiter, Madame! — Vor einiger Zeit endlich kam Paul nicht mehr wie gewöhnlich, ich war voll Unruhe und Besorgniß, bis eines Tages Bastringuette kam und mir Geld brachte, welches Paul unter diesem Datum einem Gläubiger zustellen mußte; sie sagte mir, er habe eine kleine Reise machen müssen, werde mich aber nach seiner Rückkehr besuchen. Kurz, die Zeit verstrich und Paul kam nicht zurück, Bastringuette brachte mir aber stets Geld von ihm. Ich richtete Fragen an sie, sie gerieth in Verlegenheit, gab verwirrte Antworten, und ich entnahm so viel daraus, daß Paul keine Kleider mehr habe und nicht in der Jacke zu mir kommen wolle, damit ich nicht erfahre, mit welchem Gewerbe er sich befasse; endlich entschlüpfte ihr das Wort Commissionär, und sie nannte die Straße so oft... — Genug, genug, Madame... Ach, Paul! mein armer Paul! Es ist also wahr, Du hattest mich nicht verrathen, Du gingst nicht wegen Bastringuette in dieses Haus! — Was wollen Sie damit sagen? — Was ich sagen will? Daß ich ein Tropf, ein Vieh, ein elender Kerl bin; daß ich Paul geschlagen und verwundet habe, weil ich glaubte, er

sei bei meiner Geliebten, während er sich doch nur um Sie und um die Ehre seines Wohlthäters bekümmerte. Ach, das ist zum Rasendwerden! aber ich will es wieder gut machen, er soll durch mich so glücklich werden, als er es verdient. — Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. — O, lassen Sie uns eilen, ihn aufzusuchen, es drängt mich, ihn an meine Brust zu drücken... wenn er mir nur auch verzeiht. Kommen Sie, meine kleine Dame, kommen Sie schnell; wenn Sie nicht laufen können, will ich Sie tragen. Aber lassen Sie uns eilen, denn ich halte es nicht länger aus!"

Sanscravate nimmt Madame Desroches beim Arme und zieht sie mit sich, und um dem Commissionär zu folgen, der behauptet, er könne das Glück ihres Adoptiv-Sohnes machen, scheint die Dame wieder jugendliche Kraft in ihren Beinen zu haben.

Sie kommen zu dem neuen Platze, den Paul angenommen hat; sie sehen ihn in Nachdenken verloren auf einer steinernen Bank sitzen. Sanscravate läßt Madame Desroches' Arm los, eilt auf Paul zu, nimmt ihn beim Kopfe, faßt ihn um den Leib, küßt ihn weinend und stammelt: „Verzeihst Du mir, mein armer Paul... Ich weiß Alles, ich hatte Unrecht, Dich zu schlagen. Wenn Du mir nicht verzeihst, stürze ich mich in's Wasser!... Dann nimm Du Dich meiner Schwester an."

Paul begriff das Betragen Sanscravate's nicht, bis ihn die Gegenwart der Madame Desroches davon überzeugte, daß seine Handlungsweise jetzt bekannt

sei. Die alte Dame eilte auch herbei, den jungen Commissionär an ihr Herz zu schließen; dabei standen aber die Vorübergehenden, die Spaziergänger und Gaffer stille und befragten sich gegenseitig, was denn der junge Mann gethan habe, daß man ihn so küsse und umarme, allein Sanscravate nahm auf der einen Seite Madame Desroches, auf der andern Paul am Arme und sagte: „Kommt mit mir, ich muß euch noch vielerlei erzählen, und diese Leute da, welche sich vielleicht einbilden, wir machen Possen, fangen an mich zu langweilen."

Diese drei Personen, die so glücklich sind, sich beisammen zu befinden, gehen in die bescheidene Wohnung Sanscravate's, wo die arme Liline, ganz erstaunt über diesen Besuch, sie äußerst freundlich empfängt. Ihr Bruder stellt ihr Paul mit den Worten vor: „Hier, Schwester, ist der, auf den ich eifersüchtig war, und ich sehe jetzt ein, daß er mich nie verrathen hatte. Du kannst Dir nun vorstellen, mit welcher Freude ich ihm zu seinem Vater, seinem Namen und seinem Vermögen verhelfe!"

Paul blickt Sanscravate an, während er einen Schrei der Verwunderung ausstößt, er glaubt nicht recht gehört zu haben; Madame Desroches bittet Adelinens Bruder ebenfalls, sich zu erklären. Diesem war nichts lieber, und damit seine Erzählung recht verständlich und klar sei, erzählte er Alles, was Beziehung auf Albert und seine Schwester hat: seinen Besuch bei Herrn Vermoncey, sein Duell mit Adelinens Verführer, und endlich was er von Madame

Baldimer zu Alberts Vater sagen hörte, die Namen, das Kreuz, kurz alle Umstände, die übereinstimmen, und Paul ruft mit einem Freudenschrei aus: „Ach! mein Herz selbst schien es zu ahnen, und er bewies mir ebenfalls so viele Freundschaft und Theilnahme. — Kennt er Dich?“ fragt Sanscravate.

Paul erzählt, durch welche Umstände er zu Herrn Vermoncey gekommen ist. Dann klatscht Sanscravate in die Hände, hüpft in der Stube umher, flucht, weint und ruft aus: „Vorwärts, meine Kinder, laßt uns sogleich zu Herrn Vermoncey gehen, er leidet und seufzt schon lange genug. Wir wollen ihm ohne Verzug einen Sohn zustellen, der ihn einigermaßen für den Verlust seiner übrigen Kinder entschädigen wird. Madame Desroches begleitet uns; es ist gut, wenn sie bestätigen kann, was ich vorbringe. Du, Schwester, bleibst hier. Erwarte mich, ich komme bald wieder, und zwar gewiß mit guten Nachrichten.“

Hierauf flüstert Sanscravate seiner Schwester einige Worte in's Ohr, diese lächelt und verspricht zu gehorchen, dann geht er, holt einen Fiaker, setzt sich mit Madame Desroches und Paul hinein und läßt sich vor Herrn Vermoncey's Haus fahren.

Sanscravate sagt zu Paul und seiner Pflegemutter, als sie dort angekommen sind: „Ich muß zuerst mit ihm sprechen. Anfangs wird ihm mein Anblick wehe thun, aber nachher wird er es nicht bedauern, mich gesehen zu haben.“

Der Commissionär treibt den Diener vor sich her und nöthigt diesen, ihn in das Zimmer seines Herrn zu führen.

Herr Vermoncey macht eine Bewegung des Erstaunens, eine düstere Schwermuth drückt sich in seinen Blicken aus, als er Sanscravate vor sich sieht, indeß winkt er ihm doch, näher zu treten und spricht: „Ihre Schwester hat wahrscheinlich mein Anerbieten überlegt... Ich bin stets bereit, es zu halten, denn ich wünschte, ich wäre im Stande, das Unrecht meines Sohnes gut zu machen! — Wir wollen nicht davon sprechen, mein Herr," entgegnet Sanscravate, „das Unrecht Ihres Sohnes hat der Himmel an ihm selbst bestraft, und dieses Ereigniß hat mir so viel Leid verursacht als Ihnen. Aber heute erscheine ich, um Ihnen Glück zu bringen, und das ist wohl am Platze, nachdem ich Ihnen so viel Kummer bereitet habe!"

Herr Vermoncey heftet erstaunte Blicke auf den Commissionär; dieser fährt fort: „Herr Vermoncey, der Zufall hat mich mit der Geschichte eines Jugendfehlers bekannt gemacht, wegen dessen sich diese Madame Baldimer so fürchterlich an Ihnen zu rächen suchte. Wohlan! dieses Kind, welches Sie damals von einem armen Mädchen, Namens Marie Delbart, hatten, dieses verlassene Kind habe ich wieder gefunden und bringe es Ihnen zurück. — Wäre es möglich!" stammelt Herr Vermoncey, sich von seinem Sitze erhebend und auf Sanscravate zugehend. „Ach! mein Herr, sprechen Sie Wahrheit... Sind Sie von dem, was Sie sagen, überzeugt? — Ja, bei Gott! ich bin meiner Sache gewiß, ich weiß, was ich spreche. — Sie wissen, daß es lebt! wo ist es jetzt? — Wo es ist? Ach, nicht weit von hier!"

Damit macht Sanscravate die Thüre hinter sich wieder auf, zieht Paul herein und führt ihn in die Arme seines Vaters; dann sagt er zu Herrn Vermoncey: „Ich habe Sie des einen Sohnes beraubt, ich führe Ihnen aber den andern wieder zurück. Das söhnt mich theilweise mit mir selber wieder aus."

Herr Vermoncey drückt Paul an sein Herz, dann blickt er ihn zärtlich an und ruft aus: „Ja, ich täusche mich nicht, das ist der junge Mann, der mir so viel Theilnahme eingeflößt hatte; ja, das ist mein Sohn, mein Herz hatte es bereits geahnt, und je länger ich ihn betrachte, je mehr finde ich in seinen Zügen die der unglücklichen Marie. — O, Sie sollen Ihrer Sache ganz gewiß sein. Hier ist Madame Desroches, die Wittwe des braven Mannes, welche Paul aus dem... dort heraus genommen hat, wo er war; sie kann Ihnen sagen, was er für einen Zettel bei sich hatte, als man ihn... kurz, Sie sehen das Kreuz an seinem linken Arme. O, Sie werden sich überzeugen, daß sich Alles so verhält, wie die schöne Dame, welche so bösartig ist, kürzlich gesagt hat. Sie werden sich überdieß noch überzeugen, daß Sie nicht nur Ihren Sohn in ihm gefunden haben, sondern daß er auch der tugendhafteste junge Mann ist, der auf Erden lebt, und daß, wenn man Allen, die es verdienen würden, ein Kreuz verliehe, schon lange ein solches auf seiner Brust glänzte."

Herr Vermoncey braucht keine weitere Beweise zur Beglaubigung, daß Paul sein Sohn sei; doch hört er mit lebhaftem Interesse die Erzählung der

guten Madame Desroches an, die es nicht versäumt, das edle Betragen des jungen Commissionärs recht hervorzuheben.

Als die alte Dame zu sprechen aufgehört hat, nimmt Herr Vermoncey seinen Sohn bei der Hand und betrachtet ihn mit Stolz, während er zu ihm sagt: „Mein Freund, Du wirst nicht eben so stolz auf Deinen Vater sein, Du hast das Recht, ihm vorzuwerfen, daß er Dich verlassen hat; aber ich war damals noch sehr jung, arm, und wußte nicht, was es heißt, Vater zu sein... ach, ich habe mir diesen Fehler so oft vorgeworfen!"

Paul wirft sich in die Arme seines Vaters und bittet ihn, nichts mehr davon zu sprechen. Sanscravate ruft aus: „Man muß die Vergangenheit vergessen und nur noch an das Glück der Gegenwart denken! — Ja," versetzt Paul, seinem alten Kameraden die Hand drückend. „Da ich aber jetzt Alberts Stelle vertrete, muß Deine Schwester das annehmen, was er und mein Vater für sie bestimmt haben; nicht wahr, mein Vater, ich entspreche in diesem Augenblicke Ihren Wünschen? — Ja, mein Freund," entgegnet Herr Vermoncey, „ich werde überhaupt von nun an all Deine Handlungen billigen. — Schlag ein," erwidert Sanscravate, „von Dir nehme ich Alles an, wenn Du mir eine Million gäbest, würde ich sie annehmen; ich habe Zeit, mein Unrecht gegen Dich wieder gut zu machen; aber meine Schwester wartet auf uns und... und..."

Sanscravate flüstert leise den Namen Elina's.

Hierauf bittet Paul seinen Vater, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, sich auf einige Augenblicke entfernen zu dürfen. Herr Vermoncey bewilligt es unter der Bedingung, daß man ihm Adeline bringe, die er auch küssen will, und daß Madame Desroches bei ihm bleibe, um ihm von seinem Sohne zu erzählen. Die alte Dame wünschte nichts sehnlicher.

In wenigen Sekunden sind Sanscravate und Paul bei Adeline, welche dem Rathe ihres Bruders zufolge die kleine Elina geholt, und ihr die Veränderung von Pauls Schicksal erzählt hat. Als die beiden Freunde eintraten, fanden sie die junge Nätherin ganz in Thränen, denn sie befürchtete, daß ihr Geliebter nun, da er reich geworden sei, nicht mehr daran denke, ihr Gatte zu werden.

Paul tröstet Elina mit Eifer, und Sanscravate ruft aus: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und Deine Geliebte gleich Deinem Vater vorstellen; jetzt schlägt er Dir nichts ab, später könnte man nicht dafür stehen!"

Paul ist mit diesem Gedanken einverstanden, aber die kleine Elina weigert sich zu Herrn Vermoncey zu gehen, sie zittert vor Angst. Die ganze Beredtsamkeit eines Liebhabers, Adelinens und ihres Bruders Bitten mußten aufgeboten werden, bis sie endlich darein willigt, dieselben zu begleiten. Endlich beschwichtigt man ihre Furcht und die beiden jungen Mädchen standen bald darauf vor Herrn Vermoncey.

Sanscravate stellt seine Schwester vor, deren zugleich trauriges und bescheidenes Wesen und ihre

thränenfeuchten Augen Herrn Vermoncey die innigste Theilnahme einflößen; er drückt sie an sein Herz und nennt sie seine Tochter. Dann blickt er auf die kleine Elina, welche sich hinter einer Gardine zu verbergen sucht und fragt lächelnd: „Wer ist denn aber das andere Mädchen?"

Paul tritt erröthend vor und erzählt seinem Vater sein Liebesverhältniß mit Elina; er legt einen besondern Nachdruck darauf, daß ihn das junge Mädchen geliebt habe, als er arm war, und ihm ihr kleines Vermögen geben wollte, um ein Geschäft damit anzufangen, dann erwähnt er der liebevollen Sorgfalt, womit sie ihn während seiner Krankheit verpflegt.

Herr Vermoncey holt die Kleine hinter den Vorhängen hervor, führt sie mit ihrem hochgerötheten Angesichte mitten in's Zimmer, küßt sie auf die Stirne und sagt zu ihr: „Sie wollten das Glück meines Sohnes machen, als er arm war, jetzt, da er reich ist, finde ich es ganz in der Ordnung, daß er dasselbe für Sie thut! — Ach, das heiße ich schön gesprochen!" ruft Sanscravate aus, „wissen Sie, was sich nun aus dem Ganzen ergibt: daß Sie heute alle Ihre Kinder wieder gefunden haben!"

Auf dem Nachhausewege ist Sanscravate in Begleitung seiner Schwester recht heiter und recht glücklich, doch schaut er zuweilen rechts und links hin, als ob er Jemand zu begegnen hoffte. Adeline sieht es, lächelt und schweigt; allein gegen Abend klopft Jemand leise an die Thüre ihrer Wohnung.

„Ei, wer mag noch kommen!" ruft Sanscravate,

seine Schwester anblickend, aus; „ich meine doch, wir erwarten keinen Besuch mehr.“

Adeline gibt keine Antwort, macht aber die Thüre auf und läßt Bastringuette herein.

Sanscravate fühlt sich so sehr ergriffen, daß er nicht sprechen kann. Er hat im ersten Augenblick Lust, ihr um den Hals zu fallen, bedenkt aber, daß, wenn auch Paul nicht ihr Liebhaber sei, das doch noch kein Beweis wäre, daß ihr Herz nicht von einer andern Empfindung beherrscht werde.

Bastringuette bleibt vor dem Commissionär stehen; sie blickt ihn mit den freundlichsten Augen an und endlich, als ob sie hätte in seiner Seele lesen können, reicht sie ihm mit folgenden Worten die Hand: „Ich war recht eitel, Du warst böse, aber ich liebe Dich immer noch, und in Zukunft kannst Du beruhigt sein; denn siehst Du, ein Weib ist wie ein metallener Fleischtopf: wenn er schon am Feuer war, ist er besser als ein neuer.“

Sanscravate fällt dem großen Mädchen um den Hals und ruft aus: „Damit Du Deinen Sinn nicht mehr änderst, heirathe ich Dich! — Das ist nicht immer das beste Mittel,“ entgegnet Bastringuette lächelnd, „da ich aber vor dem Ehestand leichtsinnig war, verspreche ich Dir es nachher nicht mehr zu sein. — Und ich nehme Dich mit in die Auvergne zu meinem Vater, ist Dir das recht? — In die Auvergne, das will ich wohl glauben, ich esse ja die Kastanien so gerne!“

Einige Wochen später führte Paul die liebliche

Elina, welche zu gleicher Zeit das Nähen aufgegeben hatte, als ihr Liebhaber sein Commissionär-Geschäft niederlegte, zum Altare. Und die gute Madame Desroches willigt ein, sich bei dem jungen Ehepaare niederzulassen, welches sie behandelte wie eine Mutter.

Madame Baldimer hatte den Tag nach Alberts Tod Paris verlassen, um wieder nach Amerika zurückzukehren.

Alberts alte Freunde gehen immer noch rauchend auf dem Boulevard des Italiens spazieren. Mouillot ist immer noch lebenslustig, Balivan gleich zerstreut, Herr Dupetrain will immer noch die Leute einschläfern, Herr Varinet leiht keine fünfhundert Franken mehr auf eine Olive her, weil er befürchtet, sie könnte ihm allzulange in seiner Börse bleiben, und Herr Cölestin von Valnoir, welcher wieder aus Sanct-Pelagie freigelassen wurde, macht jetzt neue Schulden.

Madame Plays führt ihren Mann immer noch an der Nase herum, sie kann aber Tobias nicht vor Augen sehen und verabscheut ihn, weil sie glaubt, er habe Albert getödtet. Der junge Pigeonnier tröstet sich über den Haß der prächtigen Herminie mit dem Vermögen seiner Tante Abraham und seinem Rufe der Tapferkeit.

Am Vorabend des Tages, an welchem Sansecravate mit seiner Schwester und Bastringuetten in die Auvergne abreiste, sah er zwei Männer, die, in Ketten geschlossen, von Gensd'armen nach der Präfektur abgeführt wurden. Er erkannte Labouſſole und Jo-

hann Ficelle; der Letztere schien etwas verlegen, in solcher Begleitung gesehen zu werden. Was aber Herrn Laboussole betrifft, so schrie dieser auf dem ganzen Wege: „Es ist ein Irrthum von den Herren Gensd'armen... man hält uns für Andere... man hat mir diesen Streich schon sieben oder acht Mal gespielt."

Und Sanscravate denkt bei sich, als sie an ihm vorübergegangen waren: Dahin wäre es vielleicht mit mir auch gekommen, wenn ich dem Rathe dieses schlechten Kerls gefolgt hätte; denn es ist nicht zu läugnen, daß, wenn man liederlich lebt und nichts arbeitet, es kein gutes Ende nehmen kann.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Die Pflastertreter. — Das Boulevard des Italiens 5

Zweites Kapitel. Die Grünshändlerinnen 23

Drittes Kapitel. Die Commissionäre 38

Viertes Kapitel. Verschiedene Commissionen 58

Fünftes Kapitel. Nähere Bekanntschaft 76

Sechstes Kapitel. Ein Essen unter Männern . . . 90

Siebentes Kapitel. Madame Plays. — Die Marktschreier 116

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Die Schenke — Volksscenen . . . 1

Zweites Kapitel. Eine Nacht im Atelier. — Ein Fetisch. — Die Burgunderin 26

Drittes Kapitel. Der Hängeboden 52

Viertes Kapitel. Bei dem Commissär 73

Fünftes Kapitel. Ein Vater und sein Sohn 98

Sechstes Kapitel. Madame Baldimer. — Ein Fächer. 112

Siebentes Kapitel. Der Marais. — Ein Geheimniß. 128

Inhalt des dritten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Die Nätherinnen 5
Zweites Kapitel. Die Jagd auf Tobias. — Herr Plays 27
Drittes Kapitel. Heimliches Bündniß. — Das Pate des Italiens 52
Viertes Kapitel. Der Verdruß und die Versöhnung . 72
Fünftes Kapitel. Zwei Nebenbuhler 90
Sechstes Kapitel. Tobias als Ritter 100
Siebentes Kapitel. Das Duell und seine Folgen. — Ein Siegespfand. — Tobias' Belohnung . . 116
Achtes Kapitel. Ein neuer Beschützer 146

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel. Der Wein. — Das Spiel. — Die Schläge 5
Zweites Kapitel. Eine Gesellschaft. — Eine Erinnerung 25
Drittes Kapitel. Ein Auszug. — Eine Ueberraschung 50
Viertes Kapitel. Die Liebe und die Freundschaft . . 86
Fünftes Kapitel. Was kommen mußte 98
Sechstes Kapitel. Ein Ruf 138
Siebentes Kapitel. Eine alte Dame 150

---

8 9 10 11 12 13 14 15 16

6 5 4